

Die Insel der Einsamen

Romanzösische Geschichte von Paul Kellers



Die Insel der Einsamen

Eine romantische Geschichte

von

Paul Keller

85.—92. Auflage



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn

Breslau

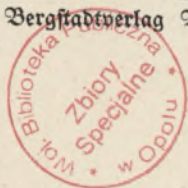
Leipzig

Wien

„Zbiory Śląskie“

15426
800-3

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1921 by
Bergstadtverlag Wilsb. Gottf. Korn, Breslau.



Druck von Wilsb. Gottf. Korn in Breslau.

Wpisano do Księgi Akcesji

Akc. nr. 38498/26.51

Das erste Kapitel.

Die Vorgeschichte der Insel.

Das, was ich hier erzähle, steht in Raum und Zeit; denn da es in meiner Seele ist, muß es auch noch sonstwo gewesen sein. Wenn Ihr mich aber befragt nach Jahr und Land, Orts- und Zeitgrenze, so muß ich Euch sagen, daß ich kein Geograph und Historiker, sondern ein Fabulant bin, der das schöne Recht hat, auf solche Fragen zu antworten: Ich laß mir meine Singvögel in keinen Stall sperren, und Ihr dürft dreist einem Fabulanten mehr glauben als einem Geschichtsschreiber. Wen es jedoch gar zu sehr nach der Zeitfolge verlangt, dem will ich sagen, daß über die Jahre, da neben dem Herrgott nur der Kaiser Napoleon auf der Erde regierte, vielerlei Kriegs-, Hof- und andere Geschichten entstanden sind, mir aber abseits vom großen Welttheater jener Zeit eine romantische Mär erwuchs, mit der ich nun beginne.

Irgendwo in deutschen Landen rann ein Fluß, der seltsame Mauieren hatte. Es kam vor, daß die Wasser

¹
Insel der Einsamen.

1

in seinem Lauf uneins untereinander wurden, wie es zuweilen bei den Völkern eines Bienestodes geschieht, und daß dann die Hälfte des Gewässers auschwärmte, zur Seite wich und einen eigenen Weg ging. Während aber die ausgewanderten Immen nicht wieder in den alten Stod zurückkehren, besannen sich die abtrünnigen Gewässer des Flusses immer recht schnell wieder auf die alte Heimat, schlichen in gedrückter Stimmung zurück und wurden vom alten Mutterstrom mit etwas Gebrumme zwar, aber doch herzlich gern wieder aufgenommen.

Wenn sich in einem Flusse solche Dinge ereignen, dann bilden sich Inseln, nicht so große, wie sie draußen im offenen Meere liegen, aber doch Inseln, kleine, rings von Wasser bespülte Eilande. Und alle Inseln haben ein Eigenleben, auch wenn sie vom „festen Lande“ nur einen Steinwurf weit entfernt liegen. Es ist, als ob das Wasser eine Isolierschicht um sie legte, so daß viele Ströme des gemeinen Lebens nicht zu ihnen gelangen können.

Die größte Insel, die der Fluß bildete, hieß seit alter Zeit die „Fraueninsel“, wie es deren viele in der Welt gibt, überall da, wo frommer Sinn der Gottesmutter, „Unserer lieben Frau“, auf einem Eiland ein Kirchlein errichtete. Das Kirchlein unserer Insel lag auf einem Hügel und war von den Mönchen gegründet, die auf der Ostseite des Flusses ihr reiches

Klostergut hatten und denen die Insel so lange gehörte, bis die Herren von Höffingen, die auf der Westseite des Flusses saßen, meinten, den Mönchen erginge es schon allzugut, und es sei empfehlenswert, daß sie ihnen die Insel, die gutes Acker- und Wieseland sowie schönen Waldbestand aufwies, ohne Kaufbrief und andere Formalitäten auf gut Räuberrecht abnähmen. Der Bischof tat auf die Klage der Mönche hin die von Höffingen in den Bann, aber die Kerle machten sich nichts daraus, sondern behielten die Insel und bauten sich auf der zweiten Anhöhe des Eilands ein Lustschlößlein, allwo es oftmals sehr wild zugegangen sein soll. Zwei Jahrhunderte vergingen, der Bann war ins Vergessen geraten, die Höffingen waren immer noch die Herren der Insel.

Aus jener Zeit stammt die Sage vom Liebesbrunnen. Ein fahrender Spielmann, der sich Volker nannte wie sein großer Vorfahr aus der Nibelungenzeit, kam auf die Insel und wurde im Lustschloß als gerngesehener Gast aufgenommen. Und da ereignete sich das, was so oft im Laufe der Zeiten geschah: ein Edelkind fiel in Liebe zu einem gemeinen Manne, des Grafen von Höffingen blondes Töchterlein Irntraud entbrannte in heißer Glut zu dem jungen Spielmann und er zu ihr. Des Nachts, wenn alles schlief, lockte eine zarte Liebesweise das schöne blonde Kind nach dem Walde, wo der liederkundigste Mund sie küßte

und von den Wonnen der Jugend sprach. Ach, der Graf entdeckte das zarte Geheimnis, und er war ein roher, jähzorniger Mann, wilder Phantasie voll, wenn es galt, jemanden zu strafen, der seinen Groll erregt hatte. Die Schloßwächter — drei an der Zahl — ließ er hängen, seinem Kinde und dem Spielmann ersann er eine besondere Strafe.

„Liebst du meine Tochter?“ fragte er mit böser Arglist den Spielmann, der vor seinem Richtersthule stand.

„Ich liebe sie tausendmal mehr als mein Leben,“ sagte Volker.

„Und glaubst du, was jener spricht?“ wandte sich der Graf an seine Tochter.

„Ich glaube es,“ sagte sie, und ihre trüben Augen wurden hell.

„Nun wohl,“ versetzte der Graf, „so wollen wir die Probe machen, ob er dich wirklich mehr liebt als sich selbst.“

Auf der Insel stand ein Ziehbrunnen. Er streckte einen hölzernen Arm empor, der sich niederneigte, wenn es galt, Wasser zu schöpfen. Dann stand der Brunnenschwengel auf einen Augenblick wie eine Wage. Darauf gründete der Graf seinen barbarischen Racheplan. Er ließ sein Töchterlein in den Schöpf-eimer hineinbinden, so daß sie über dem Brunnenschacht schwebte, und ließ als Gegengewicht an den

anderen Arm des Brunnenschwengels den jungen Spielmann an einem dünnen Faden aufhängen. Dann gab er ihm ein haarscharfes Messer in die Hand und sprach mit teuflischem Hohn:

„Wenn du sie nun mehr liebst als dein Leben, so bleib' hängen, und sie ist gerettet; willst du aber nicht sterben, so schneide dich los, und sie fährt zur Tiefe!“

Nie stand eine schrecklichere Wage auf dem Erdenstern. Der Spielmann schleuderte das Messer weit von sich. Als aber die schaurige Not um Luft und Lebensatem eintrat, reichte ihm der Graf das Messer zum zweiten Male.

„Schneide dich los, und du bist frei!“

Der Spielmann ließ das Messer fallen.

Die Todesangst kam, der Mund öffnete sich, die Zunge trat heraus, der Körper zuckte. Da gab der Graf dem Sterbenden zum drittenmal das Messer. Der hob mit der letzten Kraft der Verzweiflung die Klinge über sein Haupt — der Graf trat dicht vor ihn, sah ihm in das verzerrte Gesicht — und es senkte sich die Hand blitzschnell, und das Messer saß dem Grafen im Herzen. Er starb mit dem Spielmann zur selben Sekunde, und ihre grollenden Seelen traten zusammen vor Gott.

Die schöne Irmtraud wurde vom Volke befreit und als Gräfin und Herrin ausgerufen. Sie ließ den

Leichnam ihres Vaters in den Fluß werfen, den Krebsen und Fischen zum Fraß, und errichtete dem Geliebten ein kostbares Denkmal von Marmor aus dem Lande Italia. An seinem Grabe saß sie oft mit geschlossenen Augen, und wenn ein Vogel ganz weich und zärtlich im Geäste sang, lächelte ihr bleicher Mund.

Der Ziehbrunnen aber wurde berühmt im ganzen Reiche. Sein Wasser war von wundertätiger Wirkung. Wer von ihm trank, war gefeit gegen alle Untreue, weshalb junge Mädchen mit diesem Wasser heimlich ihren Liebsten den Wein mischten; es galt aber auch als Schutzmittel gegen allerhand Noheiten, so daß geplagte Ehefrauen sich von ihm eine Flasche voll holten, die sie in ihr Waschwasser ausgossen, auf daß es nicht so schmerze, wenn sie geschlagen wurden. Es war eine herbe Zeit.

Die schöne Irntraud blieb unvermählt und starb als die letzte ihres Stammes, worauf die Klosterbrüder die Insel wieder besetzten, die ihnen aber schon nach fünf Jahren von dem neuen Edelgeschlecht am Westufer des Flusses, denen von Heyburg, abgenommen wurde. Die Heyburger kamen in den Bann, machten sich nichts daraus... es ging alles wie damals.

Und auch mit den Heyburgern nahm es ein böses Ende auf der Insel. Der letzte von ihnen war schon

hoch in Jahren, als er ein junges Weib ehelichte und damit das tragische Schicksal von König Marke und Hölde auf sich herabbeschwor. Wenn Sommer und Winter in einen Bund treten wollen, liegt böser Herbststurm in der Mitte.

Ob wirklich ein Tristan durch Frau Sophiens Leben ging oder ob es nur niederträchtige Zungen waren, die den Alten an ihr irre werden ließen, weiß niemand genau. Die eine Kunde aber erfüllte mit Entsetzen das Land, daß ein furchtbarer Streit sich erhoben habe zwischen dem alten Herrn und seiner jungen Frau, daß er sie verfolgte, als sie vor dem Rasenden floh, daß sie durch den Fluß nach der Insel schwamm, daß er ihr auch dahin folgte und die Unglückliche, die sich in das Gnadenkirchlein geflüchtet hatte, vor dem Bilde Mariens, „der Zuflucht der Sünder“, erschlug.

Der alte Heyburg trank und lachte darauf drei Tage und drei Nächte lang und war voll wilder Freude; dann kamen die Diener des Gerichts und holten ihn ins Gefängnis. Er wurde aber bald freigelassen, ledig gesprochen aller Sühne. Aber er lachte nicht, als er auf die sonnige Straße trat. Er beichtete einem Mönch seine Sünden, doch sein Auge wurde nicht mehr froh. Durch die Welt irrte er und dort, wo sie am schönsten und friedlichsten war, weinte er oder träumte. Vor jedem Christusbild, das am Wege

stand, erschraf er; jedes junge Weib, das er sah, war ihm ein qualvoller Anblick, und jedes Kinderlachen erweckte ein brennendes Heimweh in ihm.

Von allen diesen Gefühlen war das Heimweh nach dem Kinde das stärkste. Aller innere Kampf dagegen nutzte nichts; weit in der Ferne winkten zwei kleine, unschuldige Hände, winkten Tag und Nacht durch laute Lust und tiefe Einsamkeit, und eines Tages war der alte Heyburg daheim. Er rief den Knaben und sah ihm lange prüfend ins Gesicht; es war aber, als ob er ins Antlitz der Sphinx schauete: er sah nur die Züge seiner Frau. Ein paarmal war er kurz und barsch zu dem Kleinen, sonst war er gut zu ihm, und bei seinem Tode sagte er: „Mein Sohn, Gott segne dich!“

Nach dem Testament des alten Heyburg kam der Knabe zu den Mönchen auf dem Ostufer des Flusses zur Erziehung; das Gut, dessen Herrenschloß von marodierenden Kroaten niedergebrannt worden, war an profitlustige Händler verkauft worden, die es parzellierten.

Als das Kind zehn Jahre alt war, zog es mit den Klosterbrüdern in die Verbannung. Politische Machthaber hatten das Klostergut auf der Ostseite des Flusses „säkularisiert“, sich also noch sehr viel weniger um Kaufbriefe und derartige Formalitäten geschert wie ehemals die Höffingen und Heyburger.

Schöner und besser war es durch die neue Zeit am Flußufer nicht geworden: hüben kleine, kümmerliche Ackerbauern, die das erworbene Feld den Unternehmern viel zu teuer bezahlt hatten und nun ein jämmerliches Leben führten, um die Zinsen aufzubringen; drüben ein Reichsfürst, der das Klostergut um ein Lumpengeld „gekauft“ hatte und sich im übrigen das ganze Jahr in der „öden Gegend“ nicht sehen ließ, so daß das zu einem Herrensitz gewandelte prachtvolle Kloster eigentlich nur noch von Lakaien bewohnt war. Vor dem alten Portal, vor dem ein Kunsthistoriker oder Architekt in Träume versinken konnte, pendelte nun zeitweilig ein Portier in einer hanswurstigen Livree einher; im alten Refektorium spielten alberne Bediente alberne Kartenspiele, und in einen Palma vecchio stieß ein Stubenmädchel mit dem Mehrbesen ein Loch, worauf sämtliche „Schloßinsassen“ das beruhigende Urteil abgaben, um solch altes Gerümpel sei es nicht schade.

Ein heftiger Streit entspann sich um die Insel. Der durchlauchtigste Reichsfürst, der das Klostergut unter so günstigen Umständen gekauft hatte, besaß einen pfiffigen Justitiarius, der nichts anderes zu tun hatte, als tagaus, tagein die „verbrieften Rechte seines hohen Herrn“ wahrzunehmen. Und als solches Recht erachtete dieser es auch, daß die „Insel“ nicht den Juden drüben gehöre, die — psui Teufel! —

„ein Gut schlachteten“, sondern dem allergnädigsten Herrn eigne, der das Klostergut gekauft hatte. Die Insel, meinte der Herr Doktor, sei ursprünglich und nachweislich Besitztum der Mönche gewesen, die ihr Besitzrecht formell niemals aufgegeben hätten, wie aus ihren Protesten, den verschiedenen Bannsprüchen usw. genugsam hervorgehe. „Res clamat ad dominum.“

Der Ausgang des Prozesses war der, daß der Reichsfürst mit seiner Klage abgewiesen, die Insel also den Händlern zugesprochen wurde.

Aber auch die Händler hatten mit der Insel, die ihnen nun gehörte, kein Glück. Das Eiland war verrufen. Entheiligt war die Kapelle, in der Blutschuld geschah, verloren war der Zauber des Liebesbrunnens, aus dem Graf Heyburg und seine Frau am Hochzeitstage Treue getrunken und der seine Kraft so schlecht bewährt hatte. Die Frauen mieden die Insel, die Hütejungen sträubten sich, ihre Herden hinüberzubringen, die Fischer hielten sich fern von ihrer Küste. Ach, das Volk war so furchtbar und so abergläubisch, daß nicht einmal die billigste Graspachtung sie verlocken konnte, auf verrufenem Gebiet ihr Leben zu riskieren. Die Händler zogen in die Ferne, anderen Großtaten entgegen, und das Eiland lag verödet.

Nach einigen Jahren hieß es, allerhand lichtscheues

Volk habe sich auf der Insel angesiedelt. Niemand kümmerte sich darum, nur wurde das Eiland von der Uferbevölkerung jetzt noch strenger gemieden, und die Bauern schrafen zusammen, wenn ein Schuß oder ein Hammerschlag von dem bösen Grunde herüberschallte.

So blieb es, bis sich eines Tages die abgearbeiteten Bauersleute auf der Westseite wie die populierenden Lakaien auf der Ostseite gleichzeitig erzählten, etwas Großes habe sich ereignet: ein fremder, finster aussehender Mann sei gekommen und habe von der Insel Besitz ergriffen. Er sei ein Graf und heiße Raimund. In seiner Gesellschaft sei außer einiger Dienerschaft nur ein zehnjähriges Mädchen gewesen. Eine Reihe von Wagen mit allerhand Möbeln und Gerät war auf der Landstraße erschienen. Fremdes Arbeitsvolk hatte alle diese Sachen nach der Insel gebracht, die einheimischen Bauern waren nicht eines Dienstes oder Wortes gewürdigt worden. Die fremden Arbeiter waren mit den Wagen wieder verschwunden; im alten, seit langer Zeit leeren Fischerhause am Strande aber war ein Fischer namens Rajetan mit seinem jungen Weibe angesiedelt worden, und der Graf hauste mit seinen Bedienten und dem Kinde auf der Insel.

Das war es, was die Bauern und was die Lakaien wußten. Mehr erfuhren sie nicht. Der neue Herr

der Insel schickte keinerlei Botschaft nach dem alten Klosterhaus, und mit den Bauern am anderen Ufer gab sich auch niemand ab. Da übrigens das Kloster eine halbe Stunde stromaufwärts und die Bauernhäuser eine halbe Stunde stromabwärts lagen, alles verborgen hinter hügeligem Waldland, so war die Insel völlig vereinsamt, und es vergingen Tage, ja Wochen, ohne daß ein fremder Blick sie streifte.

Auf der Insel selbst aber mehrte sich dennoch die Bevölkerung. Finstere Gesellen zogen ein, die nie einen ihresgleichen am Uferland ansahen oder grüßten, Handwerker, Bauern und anderes Volk. Es wurde eine ganze Anzahl von Häusern und Gehöften auf der Insel errichtet, alles von fremden Zimmerleuten aus Holz aufgebaut. Die Zimmerleute kamen und verschwanden wieder, ohne daß sie mit der Uferbevölkerung in irgendeine Verbindung getreten wären. Ja, selbst ein Stücklein Vieh wurde bei keinem Bauern gekauft. Dagegen sahen die Stromansassen oft Lastkähne den Fluß herabkommen, Fahrzeuge, auf denen allerhand Haus- und Ackergeräte und auch Kühe, Pferde, Ziegen und Hühner voll verladen waren. Die Schiffe kamen von weit her, landeten nur an der Insel und verschwanden wieder, wenn sie ihre Ladung abgesetzt hatten.

Dieses geheimnisvolle Treiben beschäftigte die Uferbevölkerung durch viele Jahre. Alte Märchen

wachten wieder auf, neue Sagen entstanden, und alle Gerüchte, die um die Herdfeuer summten oder um die Schenkische der Wirtshäuser schwirrten, wurden geglaubt. Viele meinten, der Graf sei einer, der sich dem Teufel verschrieben habe und Spießgesellen werbe, die in der Welt allerhand böse Gewerbe getrieben hätten und nun auf der Insel eine Zuflucht fänden. Ein Bauer, der nach der Insel zog und dort Aufnahme fand, war in der Stadt, die ein bis zwei Wegstunden unterhalb der Insel lag, von einem Herbergswirt als ein früherer Totschläger erkannt worden.

Christenmenschen konnten es nicht sein. Niemals wieder klang das Glöcklein von der Frauenkapelle herüber übers Wasser. Böse Geister trieben ihr Spiel auf der Insel, und der Rat jener Stadt, die stromabwärts der Insel lag, wurde von der Bevölkerung ermahnt, achtzugeben, daß sich nicht unweit der Stadtmauern ein gefährliches Räuber- und Diebsvolk einniste.

Die Insel blieb verfehmt. Nur der Fischer Rajetan, den der Graf als Fährmann ans Ufer gesetzt hatte, galt nicht als gefährlich. Die Leute sagten nur, daß er sehr hochmütig und sehr faul sei.

Das zweite Kapitel.

Der Fischer Kajetan feierte seinen Namenstag. Deshalb arbeitete er nicht. Wenn er nicht den Namenstag hatte, arbeitete er auch nicht. Es war eine schöne Gleichmäßigkeit in seinem Leben.

Falls Kajetan überhaupt einmal etwas tat, tat er es nur zu seiner Unterhaltung. So, wenn er seinem Knecht Befehl gab, wie er die Fischreusen auslegen, oder wie er einen Pfahl oder eine Planke teeren, oder zu welchem Preise er die Barsche und zu welchem die Schleien verkaufen sollte. Der Knecht beachtete diese Befehle niemals, aber Kajetan hatte das Gefühl, er sei ein tüchtiger Mann seines Gewerbes, überall vonnöten und überall die wichtigste Person.

Am Morgen dieses schönen siebenten Augusttages nun lag Kajetan im Grase am Ufer des Flusses, ganz in der Nähe seiner Fischerhütte, blies den Rauch seiner Pfeife in die sonnenblaue Luft, blinzelte manchmal schläfrig über die Wasseroberfläche nach der Insel hinüber und gähnte oder betrieb einen lässigen Kampf mit einer Brummfliege, die seine große Spitzbuben-nase bedrohte. So befand er sich wohl und hatte nur

den einen Wunsch, daß der Knecht nicht allzuspät aus der Stadt zurückkommen und ihm die bestellte Flasche Wacholderschnaps bringen möge.

Die Luft war still, die Sonne schien warm, das Wasser gluckte träumerisch am Ufer, und Kajetan schlief ein. Als er aber kaum zwei Stunden geschlafen hatte, rüttelte ihn eine kräftige Hand an der Schulter, und eine lachende Stimme sagte:

„Geda, Mann, tut Euch keinen Schaden; denn Eure Nase singt ein so lautes Lied, daß sie heiser werden wird, und es wäre schade um ihre schöne Stimme.“

„Meine Nase geht Euch nichts an,“ sagte Kajetan verschlafen und rieb sich die Augen. „Wer seid Ihr?“

„Dieser oder jener,“ erwiderte der Fremde leicht-hin, „ich möchte nur gern hinüber nach der anderen Seite — ins Klösterliche — und da ich vermute, daß Ihr der Fährmann seid, so muß ich Euch zu meiner Betrübniß aus dem wohlverdienten Schlummer wecken.“

„Hinüber ins Klösterliche?“ wiederholte Kajetan gähmend. „So wartet, bis mein Knecht aus der Stadt zurück ist, er kann nicht mehr lange sein.“

„Ja, könnt Ihr selbst mich denn nicht hinüber-fahren?“ fragte der Fremdling. „Ich sehe doch, daß Euer Kahn leer steht und daß Ihr auch Zeit habt!“

„Zeit! — Zeit hat jeder! Aber seht, mein Knecht

ist ein fauler Bursche. Er tut den langen lieben Tag nichts, und ich sehe nicht ein, warum ich eine Arbeit, wenn es wirklich einmal eine solche gibt, für ihn verrichten sollte."

"Das ist richtig, edler Meister!" erwiderte der Fremdling belustigt und setzte sich zu Rajetan ins Gras. „Man soll sich nie überstürzen. Wenn die Menschen alles doppelt so langsam täten, als sie es tun, gäbe es doppelt mehr glückliche Leute auf der Welt."

Rajetan sah ihn beifällig an und dachte bei sich: dieser ist ein Mann von Bildung, den du über dies und das ausfragen kannst. So sagte er:

"Bleibt immer ein wenig bei mir. Es liegt sich gut hier. Und wenn Ihr mir einen Gefallen tun wollt, so erzählt mir was. Wir leben hier so einsam und verlassen, daß wir nicht das mindeste von dem wissen, was in der Welt vorgeht."

"Kommt Ihr nicht manchmal nach der Stadt?"

"Nein, bis nach der Stadt sind es anderthalb Stunden Weg, und ich sehe nicht ein —"

"Ihr seht nicht ein," unterbrach ihn der andere, „warum Ihr dahin nicht lieber Euern Knecht gehen lassen sollt. Da habt Ihr ganz recht!"

"Ja," sagte Rajetan; „er ist sowieso ein fauler Bursche, er soll nach der Stadt gehen, nicht ich!"

„Erzählt er Euch denn nichts, wenn er zurückkommt?"

„Keine Spur! Er ist sehr dumm und heimtückisch. Ich sehne mich immer nach Neuigkeiten; aber es ist niemand da, der mir etwas erzählt. Wir sind ja hier wie verschollen. Alle Leute, die in den Dörfern hier herum und in der Stadt leben, sind sehr dumm und schlecht. Da freut man sich, wenn einmal einer kommt, der in der Welt herum ist. Das seid Ihr doch? Denn so seht Ihr aus! Ihr könnt nicht aus der Gegend sein!"

Der Fremde, ein starker schöner Jüngling in schmucker Wandertracht, nickte mit dem Kopf und sagte, ja, er sei weit her und es passiere schon so allerlei draußen in der Welt, und wenn es Herrn Rajetan recht sei, wolle er ihm gern einige pläsiertliche Neuigkeiten zum besten geben.

Darauf erzählte der Fremde der Reihe nach, daß die Griechen mittels eines hölzernen Pferdes die Stadt Troja erobert hätten, daß eine andere Stadt, namens Pompeji, von einem feuerpeienden Berg zerstört worden sei, und daß ein Mönch, namens Berthold Schwarz, das Schießpulver erfunden hätte.

Rajetan hatte gespannt zugehört und sagte zum Schluß: „Von all dem erzählt mir mein Knecht, der Galunke, kein Wort und hat es gewiß doch auch schon gehört."

„Ein Mönch — so so, ein Mönch macht das Pulver?“ fuhr er fort. „Dann gehöre ich zu seiner Rundschaft; denn ich habe auch eine Flinte und schieße auf tausend Schritt eine Möwe im Fluge. Ich sollte sogar drüben Jäger werden.“

Er wies mit seiner Tabakspfeife hinüber nach der Insel, die im blendenden Glanz der höher steigenden Sonne lag. Der Fremdling lauschte auf.

„Da drüben auf der Insel solltet Ihr Jäger werden? Wolltet Ihr denn nicht?“

„Nein,“ sagte Rajetan, „es geht mir dort zu stupid zu.“

„Aber Ihr seid bekannt auf der Insel?“

Rajetan lächelte hochmütig.

„Ich heiße Rajetan und bin der Vertrauensmann des Grafen Raimund, und ohne mich gäbe es diese Insel gar nicht.“

„Wieso?“

Rajetan zuckte die Achseln.

„Ja, wieso! Eine Insel ist eigentlich keine Insel, müßt Ihr wissen. Und zwar warum? Weil Wasser darum herum ist und weil man auf dem Wasser fahren kann. Was nützt eine Insel, wenn jeder, dem es einfällt, auf seinem Rahne hinfahren kann oder wenn die Leute, die auf der Insel wohnen, von ihr herunterkönnen?“

Der Fremde sann diesen Worten nach, ohne ihren tieferen Sinn zu begreifen.

„Erklärt es mir näher,“ bat er.

„Das will ich tun,“ sagte Rajetan, „denn Ihr habt aus dem, was Ihr wißt, auch kein Geheimnis vor mir gemacht. Diese Insel ist die Insel der Einsamen, und die Leute, die darauf wohnen, heißen Pessimisten.“

Der junge Mann sah verduzt auf den armseligen Fischer.

„Pessimisten? — Woher habt Ihr dieses Wort?“

Rajetan lächelte wieder.

„Ja, ich behalte mir viel in meinem Kopf, auch dieses schwere Wort! Und ich hab's von einem, der drüben auf der Insel wohnt. Der war früher ein Dichter, und jetzt ist er mein Freund. Er war der größte unter allen Dichtern; aber die Leute kauften immer die Bücher von anderen Dichtern, die nichts taugen, und seine Bücher kauften sie nicht. Da wurde er ein Pessimist.“

Rajetan machte eine kleine Pause; dann fuhr er fort:

„Allen Pessimisten ist es so ergangen. Sie waren gut und tüchtig; alle anderen Menschen waren schlecht und dumm; aber den Dummen ging's gut und den Klugen ging es schlecht; und da wurden sie eben Pessimisten.“

„Seid Ihr auch einer?“ fragte der andere mit einem schiefen Seitenblick.

„Natürlich bin ich einer,“ rief Kajetan und räkelte sich wieder lang ins Gras. „Oder haltet Ihr mich etwa für einen Dummen? Wenn ich kein Pessimist wäre, hätte mich der Herr Graf nicht angestellt, daß ich seine Insel bewache.“

„Ah, Ihr seid der Inselwächter?“

„Was sonst? Eine Insel ist eigentlich keine Insel, müßt Ihr wissen. Denn warum?“

„Weil Wasser drum ist,“ fiel der andere ein.

„Ja, so, das sagte ich Euch schon. Nun, wer soll verhindern, daß Leute auf die Insel fahren, die dort nichts zu suchen haben? Ich verhindere es! Wer soll verhindern, daß die Leute, die auf der Insel sind, herunterkönnen? Ich verhindere es!“

„So ist die Insel ganz abgeschlossen von der Welt?“

„Vollständig! Und zwar nicht nur durch das Wasser, sondern durch mich!“

Der andere lachte.

„Diese Insel ist also ein Stück Land, das ringsum von Meister Kajetan umgeben ist?“

„Nein, nicht ringsum. Wie könnte ein einzelner Mann eine so große Insel bewachen, selbst wenn er einen Knecht hat? Es gibt nur eine Landungsstelle auf der Insel, alles andere ist flaches Sandufer.“

„Die Insel ist hübsch groß!“

„O, sie ist über viertausend Schritte lang und an den breitesten Stellen an die zweitausend Schritte breit. Sie hat viele Berge, Wälder, Felder, Gänse-, Kuh- und Schafherden, Ziegen, Hasen und Hühner.“

„Wieviel Menschen wohnen darauf?“

„Achtzehn — ohne die Weiber.“

„Wieso ohne die Weiber? Zählen die Weiber nicht mit?“

„Nein, denn alles Unheil kommt vom Weibe.“

„Das habt Ihr wohl auch wieder von dem Dichter?“

„Ich habe es von ihm; aber ich weiß es auch von selbst.“

„Habt Ihr eine Frau?“

Kajetan zog mit der Hand eine Linie durch die Luft.

„Geht! — Futsch!“

„Gestorben?“

„Nein, ausgerückt!“

Der Fremde sah Kajetan mitleidig an. Der hatte die Stirn in finstere Falten gelegt.

„Mit ihrem Vater ist sie ausgerückt,“ knirschte er. „Er hat sie wieder nach Hause geholt, als ich sie kaum zwei Jahre lang hatte. Er sagte, sie müsse bei mir zu viel arbeiten!“

Der andere lächelte abermals.

„Das ist Pech. Und so seid Ihr also ein Pessimist geworden?“

„Sawohl, da bin ich ein Pessimist geworden und habe mir einen Knecht halten müssen, den ich nicht nötig hatte, als die Frau noch da war.“

„Wie lange lebt denn der Graf schon auf der Insel?“

„An die acht Jahre. Seine Tochter ist jetzt achtzehn.“

„Eine Tochter hat er auch?“

„Sie heißt Klotildis.“

„Ist sie schön?“

„Nein, keine Frau ist schön. Der Dichter sagt, die Schönheit der Weiber ist Schwindel. Und Klotildis braucht auch nicht schön zu sein, denn es gibt niemand etwas darauf. Der Dichter sagt, sie ist ätherisch, das soll heißen, sie ist sehr mager.“

Kajetan schloß die Augen. Von dem vielen Reden schien er müde geworden zu sein, und namentlich das Thema über die Weiber hatte ihn sehr gelangweilt. Nach einer halben Minute schon begann seine Nase die Einleitungstakte zu einer großen Symphonie. Darauf wollte sich nun der andere nicht einlassen; er rüttelte also Kajetan und sagte:

„Schlaff nicht, lieber Meister, sondern erzählt mir lieber noch ein wenig von der Insel.“

Kajetan gab verdrossen zur Antwort:

„Ich kann mich nicht zu Tode reden. Ihr habt mir das Neueste von der Welt erzählt, und ich habe Euch von der Insel erzählt, also sind wir quitt. Jetzt will ich schlafen; denn ich bin müde und habe außerdem heute den Namenstag.“

„Der Tausend!“ rief der andere, „den Namenstag habt Ihr? Das trifft sich gut. Da sollten wir ein Fest feiern.“

Er bastelte an seinem Reisegepäck herum und reichte Kajetan eine kleine Flasche hin.

„Da, nehmt das zum Angebinde! Laßt es Euch gut bekommen: es ist edler Burgunder.“

Kajetan war mit einem Male wieder munter. Er bedankte sich und sagte dann:

„Ich habe es bald gemerkt, daß Ihr ein Mann von Bildung seid, hätte es aber gern, wenn Ihr mir Euren Stand und Namen nennen wolltet. Ihr wißt, wer ich bin, und ich weiß nicht, wer Ihr seid, und also steht die Wage schief.“

Der Fremdling erhob sich sogleich, machte eine zierliche Verneigung und hub an:

„Gestattet demnach, edler Meister Kajetan, großer Admiral dieser Inselflotte, daß ich mich vorstelle: Ich heiße Günther, Freier von Echtersingen, bin der vierte Sohn meines Herrn Papa und meiner Frau Mama, stamme aus der Gegend zwischen Köln, Rom, Konstantinopel und Danzig und habe mein Leben lang

nichts getan als *Allotria*, indem ich nämlich *Jurisprudentia* studierte, mit welcher lächerlichem Zeitvertreib ich eben fertig geworden bin. Darauf bin ich in die Welt gezogen, um nach Herzenslust zu wandern, und habe vorläufig keinen anderen Plan, als hinüber ins Klösterliche zu fahren, wenn sich dazu durch die Rückkehr Eures Knechtes eine Gelegenheit bieten wird.“

Rajetan hatte aus dem ganzen Wortschwall nur das eine behalten, daß sein Gast und Nachbar ein Edelmann sei; er sprang also mit einer für ihn ganz unpassenden Geschwindigkeit empor, zog seine Zipfelmütze ab, so daß sein dicker, struppiger, schon etwas angegrauter Schädel in Erscheinung trat, stammelte eine Entschuldigung und erbot sich, Herrn Günther augenblicklich selber hinüber ins Klösterliche zu rudern.

Doch Günther nahm ihm die Mütze, zog sie ihm eigenhändig wieder über die Ohren, gab ihm einen sanften Stoß, der Rajetan einlud, wieder im Grase Platz zu nehmen, und sagte:

„Machen wir nur keine Faxen, lieber Freund; ich bin froh, daß ich bei Euch bin, und habe es gar nicht so eilig, fortzukommen. Ruht Euch erst ein wenig aus, sammelt Euer Geist und erzählt mir dann noch etwas von dieser geheimnisvollen Insel, um derent-

willen ich in diese sehr entfernte Gegend gekommen bin.“

„Wißt Ihr schon etwas von der Blutkapelle?“ fragte Rajetan leise.

„Ja, davon hörte ich in den Herbergen weiter den Strom hinauf. Und ich hörte auch, Graf Raimund, der nun diese Insel besißt, sei der Sohn jenes Mannes, der seine Frau an der Schwelle des Heiligtums erschlug.“

Rajetan wälzte sich mit einem Ruck nahe an Günther heran und hielt ihm seine mächtige Pranke auf den Mund.

„Pst! Um Gottes Willen — das darf niemand sagen. Das ist bei schwerster Strafe verboten. Wenn Ihr darauf zu sprechen kommen wollt, so mache ich nicht mit.“

Der Fischer flüsterte es und machte ängstliche Augen.

„Vom Herrn Grafen soll niemand sprechen, auch nicht von dem, wie er lebt und was er tut.“

„Und was tut er?“ fragte der andere unbekümmert.

„Das sage ich nicht,“ erwiderte Rajetan. „Nehmt Euren Wein zurück und laßt mich in Ruh.“

„Oho, Meisterchen, jetzt werdet Ihr unfreundlich. Wenn Ihr mir also nichts vom Grafen erzählen wollt, so erzählt mir wenigstens von den anderen Leuten, die auf der Insel wohnen.“

Aber Rajetan war mißtrauisch geworden. Er berief sich darauf, daß er der Vertrauensmann des Grafen sei und dafür zu sorgen habe, daß das Leben auf der Insel ein tiefes Geheimnis bleibe.

„So — so,“ sagte der andere und sonst kein Wort mehr. Nach einer Weile hörte Rajetan neben sich ein leises Klingen. Er wandte den Kopf und sah zu seinem gewaltigen Erstaunen, daß der andere eine ganze Anzahl goldener Dukaten auf das grüne Gras gezählt hatte.

„Was macht Ihr?“ fragte er beinahe atemlos.

„Ich zähle mein Geld,“ sagte der andere lässig; „es muß noch auf einen Monat ausreichen.“

„So reich seid Ihr?“

Günther antwortete nicht. Er raffte das Gold zusammen und füllte es in einen ledernen Beutel. Dann stand er auf.

„Lebt wohl,“ sagte er; „Euer Knecht ist mir zu lange; ich werde versuchen, weiter unterhalb über den Fluß zu kommen; wenn nicht eher, dann in der Stadt, wo ja eine Brücke ist.“

„Herr, ich will Euch ja doch hinübrudern.“

„Das nehme ich nicht an,“ sagte Günther; „es liegt mir auch nichts daran. Etwas anderes wäre es, wenn Ihr mich zur Nachtzeit einmal nach der Insel rudern wolltet. Da solltet Ihr ein paar stattliche Goldfische von mir zu fangen bekommen.“

„Herr, das darf ich nicht. Ihr dürft die Insel nicht betreten.“

„So — aber der Dichter, Euer Freund, durfte es doch wohl. Oder ist er vom Himmel geschneit?“

„Ihr seid kein Pessimist.“

Herr Günther lachte fröhlich.

„Nun, ein so arger Pessimist wie Ihr seid, bin ich immerhin auch. Also könnt Ihr es schon wagen.“

„Ich darf es nicht, Herr. Die Insel nimmt keine neuen Bewohner mehr auf, und Besuche sind ganz und gar verboten.“

„So wird sie nach und nach aussterben?“

„Das soll sie! Es sind nur ältere Eheleute auf der Insel, die keine Kinder mehr bekommen, und das Heiraten ist verboten. Der frühere Jäger fing eine Liebchaft mit der Tochter des Wasserweibes an. Die Mutter zeigte sie selber beim Inselgericht an, und die beiden Sünder wurden verbannt.“

„Was ist aus ihnen geworden?“

„Zugrunde gegangen sind sie. In die große Stadt gezogen, geheiratet, drei Kinder gekriegt und Arbeit von früh bis spät.“

„Das ist ja eine scheußliche Geschichte!“ sagte Günther.

„Ja, und seit der Zeit ist die Insel ganz abgesperrt, kein Mensch darf mehr hinüber oder herüber, keine Zeitung, kein Brief kommt hin.“

„Brauchen sie nicht manchmal einen Arzt, gehen sie nicht zur Kirche?“

„Der Herr Graf kennt alle Wissenschaften und kuriert die kranken Leute selber. Zur Kirche gehen sie nicht, denn sie sind Pessimisten.“

„Aber sie haben doch Bedürfnisse; sie brauchen doch Geräte, Instrumente, Kleider, Nahrungsmittel.“

„Die Insel bringt alles in Hülle und Fülle, was der Mensch braucht: Getreide, viel Obst, Wild, allerhand Tiere; und auch für das andere ist gesorgt, denn sie haben drüben einen Schneider, einen Schmied, einen Schuster, einen Leinwandweber, einen Müller, fünf Bauern und zwei Polizisten.“

Günther wiederholte langsam die Aufzählung und sagte:

„Das sind mit dem Grafen zusammen dreizehn Männer. Ihr sprachtet aber von achtzehn.“

„Ja, da ist noch der Dichter, der Oberst, der Gärtner, der Hühneraugenschneider und der Narr.“

„D,“ rief Günther, „das ist eine gediegene Kumpanei! Wozu brauchen sie so notwendig einen Hühneraugenschneider?“

„Alle Pessimisten haben Hühneraugen,“ sagte Rajetan tiefsinnig.

„Und wer macht die feineren Arbeiten, so zum Exempel, wenn eine Uhr entzwei gegangen ist?“

„Sie brauchen keine Uhr,“ erklärte Rajetan. „Nein

Mensch braucht eine Uhr. Wenn die Sonne steigt, ist Vormittag, wenn sie fällt, ist Nachmittag, und wenn sie gar nicht da ist, ist Nacht.“

„Was seid Ihr für glückliche Leute,“ seufzte Günther. Er schwieg eine Weile; dann sagte er:

„Der Herr Graf hat gewiß viele Bücher. Gibt er davon auch den anderen zu lesen?“

Rajetan schüttelte energisch den Kopf.

„Auf der ganzen Insel gibt es nicht ein einziges Buch. Habt Ihr gesehen, was in den Büchern für schwarze Reihen sind? Die Menschen nennen das Buchstaben. Ich aber sage Euch: das sind Heerlinien von Gauklern und Verbrechern, die darauf losmarschieren, die Menschen zu belügen und zu betrügen, ihnen das, was sie selbst an Gold in sich haben, gegen Blech und Scherben einzutauschen. Die Leute, die nicht lesen können, sind gegen sie gefeit; die anderen aber kriegen sie alle unter, und diejenigen, die die Klügsten sein wollen, zu allererst.“

„Mann,“ rief Günther bewundernd, „was habt Ihr für ein Gedächtnis; denn das habt Ihr doch auch wieder von dem Dichter!“

„Nein, das habe ich vom Herrn Grafen, der manchmal eine Andacht hält, bei der ich dabei sein darf. Die meisten auf der Insel können gar nicht lesen.“

„Auch des Grafen Tochter nicht?“

„Motildis? Nein, die kennt keinen Buchstaben.“

Günther schlug die Hände zusammen.

„Sagt einmal, Meister Kajetan, ganz im Vertrauen: ist der Graf ganz klar im Kopf?“

Wieder fuhr Kajetan mit seiner Hand erschrocken nach dem Mund des Sprechers, der längst wieder bei ihm im Grase lag.

„Pst! Um Gottes willen! Ihr seid ein gefährlicher Mensch. Euch erzähle ich auch nicht ein Wort!“

Er äugte furchtsam nach der Insel hinüber, als könne er von dort beobachtet werden.

Nach einer Weile fragte Günther:

„Wie haltet Ihr es eigentlich mit dem Gelde, Meister Kajetan?“

Kajetan seufzte.

„Ich halte es gar nicht mit ihm, denn ich habe keines. Die Leute auf der Insel dürfen kein Geld haben, sie brauchen auch keines. Ich aber dürfte es haben und brauchte es auch; aber ich bekomme keines. Seit drei Tagen seid Ihr der erste Mensch, der um einen Dreier über den Fluß gesetzt sein will, und da ist nicht einmal der Knecht zu Hause. Was ist das für ein elendes Geschäft!“

„Ihr verkauft doch die Fische!“

„Lieber Herr, verkauft einmal Fische, wenn durch die ganze Welt dieser Fluß läuft, aus dem sich jeder selber fängt, was er an Fischen braucht. Der Fisch-

fang bringt kaum so viel, daß ich meinen Knecht erhalten kann, der sehr viel ist und jährlich acht Taler Lohn will.“

„Was bekommt Ihr denn als Inselwächter?“

„Nichts! Alle Jahre drei geschlachtete Schweine, zwei Rähne voll Kartoffeln, zwei Rähne voll Obst und Kohl, sonst eben Hasen, junge Ziegen, Tauben, mal einen Hammel oder ein Kalb, sonst nichts, rein nichts.“

„Das ist ein Hungerleben!“ rief Günther mitleidig. „Da kenn’ ich Euch einen Mann auf den Besitzungen meines Vaters, der lebt ganz anders als Ihr. Er ist ungefähr Eures Alters und Eurer Statur, nur daß er — wie ich gleich bemerkte — viel ungeschickter und dümmer ist als Ihr. Aber was für ein Leben hat er. Er ist Zollwächter. Den ganzen Tag sitzt er in einem Lehnstuhl vor seinem schönen Zollhaus, räucht Tabak und hat die Füße auf einem gepolsterten Schemelchen. Der Schlagbaum sperrt die Straße ab, und wenn eine feine Kutsche kommt, springt der gnädige Herr selbst heraus, nimmt den Hut ab und sagt: „Bitte, Herr Zollwächter, laßt mich durch!“ Der Zollwächter hält die Hand auf, in die der gnädige Herr ein Silberstück legt, dann macht der Knecht die Schranke auf, der gnädige Herr steigt in den Wagen, grüßt und fährt davon, und der Knecht macht die Schranke wieder zu.“

Rajetan riß die Augen auf.

„Oh! Oh!“ Mehr brachte er nicht heraus.

„Kommt noch besser,“ fuhr Günther gleichmütig fort. „Zu dem Zollhaus gehört eine Wirtsstube. Abends erscheinen die Bürger der Stadt, der Zollwächter setzt sich zu ihnen an den Tisch, und dann geht es ans Geschichtenerzählen. Was nun überhaupt in der Welt passiert, wird erzählt. Zum Exempel, die Geschichte von den Griechen und dem hölzernen Pferde mußte unser Zollwächter schon vor drei Monaten; der Kuchenbäcker hatte sie mitgebracht. Natürlich wird viel getrunken: Wacholder, Kümmel und auch Wein. Und der Wirt hat alles umsonst.“

Rajetan warf sich weit hintenüber und strampelte mit den Beinen. Günther betrachtete ihn und sagte:

„Das erzähle ich Euch so nebenher. Was habt Ihr auch für ein Interesse an dem Zollwächter meines Vaters!“

Rajetan keuchte.

„Ist er noch gesund?“ fragte er.

„Wer? Mein Vater?“

„Nein, der Zollwächter! Hat er nicht die Gicht oder die Wassersucht oder ist er nicht wenigstens so alt, daß er bald sterben muß?“

„Nein, er ist ganz gesund, und wie ich Euch schon sagte, nur ebenso alt wie Ihr.“

„So — na dann —!“

Rajetan hieb die Faust ins grüne Gras und rührte sich nicht mehr.

Auch Günther sagte nichts mehr. Er nahm aus seinem Felleisen ein Fernrohr, schob es auseinander und suchte die Küste der Insel ab. Es dauerte eine ganze Weile, ehe Rajetan diesen Vorgang bemerkte und eine Menge höchst verwunderter Fragen tat. Günther gab ihm kurze, konfuse Auskünfte und sagte am Schluß:

„Lieber Admiral, ich weiß jetzt, wo Eurer Insel verwundbare Stelle ist. Ringsum ist flache Sandküste, wo kein Kahn heran kann. Aber dort, wo am Strande die hohen Ulmen stehen und gleich dahinter der Eichenwald aufsteigt und links das Erlengestrüpp am Ufer hinläuft, da ist die Landungsstelle. Ich sehe deutlich, daß ein Eisenzaun am Ufer ist, der übrigens so niedrig ist, daß ein Schulbube darüber springen kann. Dahinter führt eine Steintreppe empor.“

„Das ist ein Teufelsrohr,“ rief Rajetan; „gebt es her, ich muß auch einmal durchsehen.“

„Mit nichts!“ erwiderte Günther zurückhaltend, „denn erstens wißt Ihr genau, wie es da drüben aussieht, und dann habe ich mir als Lebensgrundsatz auserwählt: Wer mir seinen Kahn nicht leiht, dem leihe ich mein Fernrohr nicht. Von diesem Grundsatz gehe ich niemals ab.“

Wie er das kaum gesagt hatte, stieß er einen erstaunten Ruf aus.

„Da! — Da kommt jemand über die Steintreppe herunter ans Ufer. Eine Frau! Eine Frau mit einem Pferd —“

Rajetan riß ihm das Rohr vor den Augen weg und riß ihn selbst um ins Gras.

„Um des Himmels willen, Herr, haltet Euch still; bleibt liegen — sonst sind wir verloren — das ist sie — das ist Klotildis — Klotildis mit ihrer Fuchsstute!“

Günther schob den Fischer ohne Mühe beiseite, blieb aber liegen.

„Das ist Klotildis! Sie hat Augen scharf wie das Sonnenlicht. Wenn sie Euch sieht und mich beim Inselgericht anklagt, verliere ich mein Brot!“

Rajetan weinte, als er das sagte.

„Bleibt liegen, edler Herr!“ fuhr er in kläglichem Tone fort; „wenn sie Euch auch wirklich schon gesehen hätte, kann sie immer noch meinen, es sei mein Knecht, der auch manchmal neben mir liegt, weil er ein so fauler Bursche ist.“

Günther beachtete ihn gar nicht. Halb aufgerichtet hielt er ununterbrochen sein Fernrohr nach der Insel gerichtet.

„Ah, nun geht sie fort! Was war das für ein schönes Bild!“

Neben ihm der Fischer redete, schalt, jammerte;

Günther hörte nicht darauf. Er lag auf dem Rücken und sah in den blauen Himmel. Drüben über dem Wasser lebte ein Dornröschen; er hatte es gesehen, und nun sollte ihn gewiß kein Stachelwald aufhalten, bis zu der Goldenen vorzudringen.

„In dieser Nacht werde ich nach der Insel hinüberfahren,“ sprach er vor sich hin. „Schweigt, lieber Nachbar, laßt mich reden! Ich werde mir, noch ehe der Mond hochsteigt, den Kahn des Fischers Rajetan losbinden und hinübrudern. Sollte mich besagter Rajetan daran hindern wollen, so würde ich ihn nehmen und mit dem Kopfe drei Minuten lang unters Wasser halten, bis er genug getrunken hätte, um stille zu sein. Sollte er sich als vernünftiger Mann erweisen, so würde ich ihm drei goldene Dukaten in seinem Kahn hinterlassen, wenn ich am Morgen zurückkehre.“

Rajetan lugte angstvoll den Waldrand entlang, von da sein Knecht kommen mußte. Nach einiger Zeit kam wirklich ein Mann daher, dem Rajetan eilends entgegenlief. Es war aber nicht sein Knecht, sondern ein Landstreicher von sehr zerlumptem Aussehen, der ihm mit halbtrunkener Stimme entgegenrief:

„Seid Ihr der Fischer Rajetan?“

„Der bin ich.“

„Dann soll ich Euch schön grüßen von Eurem Knecht. Er läßt Euch sagen, Ihr wäret ein altes Faultier, und er käme nicht mehr zu Euch zurück.“

„Was? — Nicht mehr zurück — und — mein Geld — und — und mein Wacholder?“

„Der Wacholder war gut,“ schrie der Landstreicher und verschwand eilends im Gebüsch, als er Günther bemerkte.

Rajetan warf sich lang hin, dort, wo er stand, schlug mit Händen und Füßen auf die Erde, heulte und schrie:

„Ich habe keinen Knecht — ich habe kein Geld — ich habe keinen Wacholder und ich hab' doch den Namenstag.“

„Da habt Ihr immerhin etwas!“ sagte Günther vom Ufer her.

Er ließ den Mann jammern und weinen und schürte so lange seine Verzweiflung, bis Rajetan sagte:

„Nehmt den Kahn, fahrt hinüber. Mir ist alles gleich — alles gleich — ich muß ja jetzt doch verhungern!“

Nach einer Weile aber kam die Furcht wieder, und er sagte:

„Wenn Ihr nun durchaus hinüber wollt, so tut mir wenigstens den Gefallen und bindet mir vorher Hände und Füße zusammen.“

„Ah,“ sagte Günther, „damit Ihr, wenn es doch

herauskommt, die Ausrede habt, Ihr seiet überfallen und überwältigt worden.“

„So ist es,“ sagte der kluge Mann, „und damit der Herr Graf einsieht, daß ich nicht allein bleiben kann, sondern wieder einen Knecht haben muß.“

„Ich will nach Eurem Wunsche tun und Euch so fest binden, daß auch der Ungläubigste einsehen muß, daß Ihr das unschuldige Opfer einer Gewalttat geworden seid!“

Das dritte Kapitel.

Die Sonne war längst in einen fernen blauen Wald versunken, der späte Mond noch tief unter dem Horizont, da band Günther Rajetanen Hände und Füße, fesselte ihn außerdem noch mit einem Strick an ein Bein des riesigen Eichentisches in der Fischerhütte, wünschte dem bitterlich klagenden Manne eine geruhlsame Nacht und trat hinaus ins Dunkle. Bald glitt der Rachen unhörbar über den Fluß.

In der Nähe der Steintreppe, dort, wo das Erlengebüsch über das Wasser hinausging, barg Günther den Rahn und setzte den Fuß auf das verbotene Land.

Ein paar Grillen zirpten im Gras, ein paar Unken riefen im Wasser, sonst war tiefe Stille. Selbst die Blätter der Bäume regten sich nicht; nur Nachtschmetterlinge wiegten sich im Reigen auf dem bunten Tanzplatz schlummernder Blumen.

Günther stand eine Zeitlang, ohne sich zu bewegen. Röthe zog in sein Gesicht; es wollte eine Scham in ihm aufdämmern, daß er unberufen eingedrungen war in einen so tiefen Frieden. Wie er noch so stand, sprach eine Stimme dicht hinter ihm:

„Warum geht Ihr nicht weiter?“

Günther erschrak so, daß seine Knie ein wenig bebten, und er stieß einen kurzen Schreckensruf aus. Vor ihm stand eine Frau in schwarzem Gewand. Ihr Haupt trug einen Wittwenschleier. Sie war noch nicht alt, kaum über dreißig Jahre, und es quollen reiche blonde Haare unter dem Schleier hervor; aber in ihr Gesicht waren tiefe Male von Groll und Herzeleid gegraben, es war hart, und die Augen blickten tot.

„Warum geht Ihr nicht weiter?“ wiederholte sie; „fürchtet Ihr Euch?“

Günther überwand mühsam das peinliche Gefühl, er tappt worden zu sein.

„Verzeiht — verzeiht, daß ich hier — gehört Ihr zu dieser Insel?“

„Ja. Und ich hörte Euch kommen. Warum kamet Ihr hierher?“

„Aus Neugierde!“ gestand Günther.

„Das ist ein guter Grund,“ sagte sie freundlich, „ein guter Grund, wenn man jung ist. Geht nun und seht Euch um, aber laßt Euch nicht erwischen. Ich werde derweil auf den Rahn Obacht geben, daß er nicht entdeckt wird. Denn wenn Ihr auch den Fischer Rajetan ans Tischbein gebunden habt, so wird man ihm diesmal nicht mehr glauben, daß er überfallen worden sei.“

„Ah — hat er das — hat er das schon einmal so gemacht?“ fragte Günther überrascht.

„Er hat es schon zweimal so gemacht,“ sagte sie, und um ihren harten Mund ging ein Lächeln.

„Geht nun,“ fuhr sie fort, immer in mildem Ton; „aber sagt mir erst noch, ob Ihr eine Waffe tragt.“

„Ihr seht es,“ sagte Günther, „ich trage meinen Degen, und ich habe ein Pistol.“

„Ich kann es nicht sehen,“ erwiderte sie; „denn ich bin fast blind. Laßt die Waffen hier zurück!“

„Ich trenne mich nie von meinen Waffen.“

„So wird er Euch zum Duell herausfordern, wenn er Euch trifft.“

„Der Graf?“

„Nein, ein anderer.“

„Wer?“

„Ich nenne seinen Namen nicht. Er wird Euch töten.“

„Ah,“ rief Günther fröhlich; „mich hat noch keiner getötet, der mich zum Zweikampf gefordert hat.“

„Geht!“ sagte sie und machte eine Handbewegung, die eine Verabschiedung ausdrückte.

Günther verneigte sich vor ihr.

„Ich danke Euch für Eure Güte, Madame,“ sagte er und ging.

Ein Waldweg führte dicht am Flußufer hin; Erlengebüsch und Ulmenbäume säumten ihn ein. Der

Weg war mit Gras bewachsen, und Günthers Schritt blieb unhörbar. Einmal zuckte er vor einer weißen Gestalt zurück; er erkannte aber bald, daß es eine verwiterte Bacchusfigur war, wohl ein Denkmal aus fröhlicher Zeit. Jenseits des Flusses ging der Mond auf. Es war noch nicht lange nach Vollmond, und so war das Licht ganz hell. Sehr vorsichtig ging Günther, immer im Schatten der Bäume. Bei einer Walddichtung blieb er stehen. Im klaren Mondschein lag eine Wiese, und mitten darauf saßen zwei Männer. Der eine war wie ein Soldat aus Kaiser Josephs Zeiten gekleidet und hielt eine Lanze, deren Schneide sein Kumpan, ein kleines, dürres Männlein im Handwerkerkittel, mit regelmäßigem Streichen rieb, wobei das Männlein laut zählte: „90, 91—98, 99, 100!“

„100mal — nun wollen wir sehen, ob sie magnetisch ist!“ sagte das Männchen.

„Ja, das wollen wir sehen,“ erwiderte der Kriegsmann und nahm einen riesigen Schlüssel aus der Tasche, den er an die Klinge der Lanze hielt; der Schlüssel fiel ins Gras.

„Bist wohl verrückt, Lukas?“ schrie der Handwerker; „vielleicht willst du gleich Marzells Amboss an die Klinge hängen! Da sieh her“ — er nahm etwas Feines, Blinkendes aus der Tasche — „da sieh her, wie das hängt, wie ich sie dir magnetisch gemacht habe!“

„Für so einen Stüber gebe ich dir doch meine Tabaksdose nicht,“ knirschte Lukas, der Krieger, unmutig; „da klebe ich mir ja, wenn ich will, mit Spucke viel schwerere Dinge an meine Lanze und brauche deinen Magnet nicht. Streiche sie tausendmal, und ich werd' mir's mit der Dose überlegen!“

„Den Buckel werde ich dir streichen, du Lump!“ schrie jähzornig der Kleine. „Entweder du gibst mir augenblicklich die Dose oder ich streich dir die Lanze gegen den Strich und mache sie unmagnetisch.“

Der Kriegermann das hören, seine riesige Gestalt aufrichten und mit seiner magnetisierten Lanze Reißaus nehmen, geschah alles in drei Sekunden. Der andere drohte in ohnmächtigem Zorn mit seinem Magnetstab hinter ihm her und wünschte alles Unheil der Welt über das Haupt des Betrügers. Dann legte er sich lang ins mondbeglänzte Gras und begann zu schluchzen.

Günther lachte leise. „Das sind ja Kinder,“ dachte er. Der Riese war wohl einer der Polizisten und Inselwächter, von denen Rajetan gesprochen hatte. Der ließ sich also bei Mondschein seine Lanze „magnetisch“ machen und hatte keine Ahnung, daß mittlerweile ein Eindringling die verbotene Insel betreten hatte. Mit viel weniger Vorsicht ging Günther weiter. Der Weg führte ins Innere der Insel. Ein Bauernhof wurde sichtbar, ein Bild des Friedens.

Das Mondlicht brach sich in den kleinen Fensterscheiben, ein Storch stand schlafend hoch auf dem Dachfirst, ein Hund steckte neugierig den Kopf aus seiner Hütte, zog ihn aber bald zurück. Ein Stückchen weiter lag eine Kuhherde auf der Weide; die schönen buntgefleckten Tiere schliefen oder lauten mit geschlossenen Augen, kaum, daß einmal der Klang einer Glocke verloren durch die Stille klang. Kein Wächter war bei den Kühen; der Hirt schlief in seiner Kammer, der Hund in seiner Hütte.

Nun stieg der Wald bergan. Zwei Hügel hatte die Insel; auf dem einen sollte die Kapelle stehen, auf dem anderen das alte Schloßlein. Welcher von den beiden Hügeln war es? Ein Weg stieg empor. Links und rechts war dichter Wald, der Weg war verwachsen von hohem Gras. Viele Jahre lang war hier keine Sichel, keine Harke mehr tätig gewesen. Dicke Stauden hatten den Weg überwuchert, die breiten Steinstufen, die den letzten Teil bergan führten, waren vom Regen verwaschen oder ganz unter Gras und Gestrüpp vergraben. Das war der Kapellenweg. Da hinauf war jahrzehntelang niemand mehr gegangen als vielleicht ein Jäger auf einsamer Färsch. In alter Zeit, als die Marmorstufen noch weiß im Sonnenlicht schimmerten, waren hier Scharen frommer Christen singend und betend zur Gnadenkapelle gezogen, Priester und Volk, mit

Fahnen und in bunten Gewändern, die Hymnen hatten über die Insel und über das Wasser geschallt, und tausend Herzen waren voll Andacht und Hoffnung gewesen; mancher auch war in tiefer Reue über eine dunkle Stunde im Leben von einer Stufe auf die andere gekniet, um Gnade zu finden und den Frieden des Herzens wiederzuerlangen.

Vergangen, verloren, vergessen! Die Farnkräuter, die zwischen den Stufen wuchsen, waren wie Palmwedel auf dem Grabe einer toten Zeit. Alle, die hier gebetet, gesungen und geweint hatten, waren weit über alle Berge und Hügel der Welt, und die letzte Frau, die hier hinaufeilte, in Todesnot, in Verzweiflung, und der letzte Mann, der ihr folgte, das wilde, schreiende Weh im Herzen und das Messer in der Hand — auch sie waren schon lange still geworden. Wie vergänglich ist der Mensch auf dieser Erde, ein Baum überdauert ihn, die Steinstufe wird hundertmal älter als der Menschenfuß, der sie tritt. Alles stolze Lachen und alles wehe Weinen verweht im Wind, ja, alles was heut groß und trotzig ist und zum Anbeten schön oder zum Verzweifeln schrecklich, ist flüchtiger als der Wind, denn der Wind weht jeden Tag, und was unser ist, ist eine kleine Weile, verschwindet in Vergessenheit und kehrt nie wieder. Raum, daß aus den Tausend und Millionen Geschehnissen, die auch die kleinste Menschensiedlung hat,

einmal eines im Gedächtnis der Menschen stehen bleibt, wie ein altes, totes, nicht mehr gebrauchtes Haus, und mit seinen ruinenhaften Umrissen einen späten Wanderer schreckt oder neugierig macht.

Günther stieg im Andenken an den tollen Grafen, der sein Weib in den Tod hegte, den Kapellenberg hinauf. Und er fand das alte Kirchlein. Es war ein runder Backsteinbau von geringem Umfang; rechts und links hatte es ein Rundbogenfenster, das spitz zulaufende Dach trug kein Kreuz mehr. Das hatte wohl der Sturm heruntergebrochen. Aber die Fenster waren noch ganz, und die Tür war noch fest. Obwohl Günther überzeugt war, daß die Tür verschlossen sei, drückte er doch fest auf die Klinke. Da gab es einen schrillen Laut, wie den häßlichen Schrei eines Tieres, die Tür sprang auf, und dumpfe Moderluft quoll aus dem Raum, der durch das einfallende Mondlicht gut erhellt war. Günther wich erst ein wenig zur Seite, dann nahm er den Hut ab und trat in die Kapelle. Rechts und links standen zwei Reihen von Bänken, steif und feierlich, wie offene Säрге. Im Hintergrund war der Altar. Über den Altartisch war ein schwarzes, arg verstaubtes Tuch gebreitet, das leere Tabernakel stand offen, die eine Hälfte seiner kleinen Tür war ausgebrochen, vier Leuchter lagen umgeworfen mit ihren gelben Kerzen auf dem Altar, eine alte Lampe ohne Licht hing von der Decke herab.

Das Altarbild an der Wand war von tiefem Staub bedeckt, es war kaum noch zu erkennen, daß es eine Madonna darstellte; aber das Kreuz stand noch auf dem Altar, schief vornübergeneigt war es, als ob es die Last des sterbenden Heilands nicht länger ertrage.

Günther stand inmitten der Kapelle still. Schwere Gedanken bedrückten ihn. Das war die Kirche der Einsamen, war die Kirche des alten Grafen da unten, das Denkmal an das schreckliche Geschehnis, das seine Jugend und sein Leben verdüsterte, da der Vater die Mutter erschlug und die Kapelle entweiht wurde. Wurde auch sein Herz entweiht, war es auch so ein verlassener Tempel Gottes, in dem die Leuchter umgefallen waren und das Tabernakel leer stand, in dem alles, was fromm, lieb und gut war, unter Staub und Moder vergaben wurde? War es so ganz entgöttert, so ganz verloren, oder war noch unter Staub und Schutt ein heiliges Erinnern in ihm wie ein altes Bild; stand noch ein windschief Kreuzlein in seinem öden Raum?

Der junge Mann wandte sich rasch zum Gehen, und wie er die Thür schloß, war es wieder wie ein häßlicher Schrei, und dann war alles still. Ein fahrender Händler hatte Günther von der Blutkapelle erzählt und auch, daß jene unglückliche Frau bei ihr begraben sei. Ihr Grab würde nicht zu finden sein, meinte Günther. Vielleicht hatten die Leute der

Sünderin keinen Hügel gegönnt, oder wenn sie doch einen gewölbt hatten, so würde er versunken sein, verwaschen vom Regen, zertreten von rohem Volk.

Langsam ging Günther um die Kapelle und blieb erstaunt stehen, als er einen Grabhügel sah, der ganz frisch schien; ein Strauch von roten Rosen blühte an seinem Kopfende, und zwei Kränze von ganz frischen Blumen lagen auf ihm.

Wer pflegte dieses Grab? Wer dachte in Liebe der Toten, die darin schlief? Günther nahm den Hut ab. Eine kleine Weile stand er noch in dieser wundersamen Welt, dann stieg er den Kapellenweg rasch wieder hinab. Er hatte nun das Gefühl, daß er die Insel verlassen müsse, und wollte zur Landungsstelle zurückkehren, ließ sich aber durch ein zweites Bauerngehöft, das dem ersten ähnlich war, irreführen und geriet tiefer in die Insel hinein.

Von fernher kam ein leises Singen. Günther ging dem Klang nach. Er hörte bald, daß es eine gute, wohlgeschulte Stimme war, die da durch die Stille der Nacht sang. Noch unterschied er nicht die Worte des Liedes, aber wenige Schritte weiter sah Günther die Sängerin. Sie lehnte am alten Liebesbrunnen, der seinen hölzernen Arm hoch in die Luft streckte. So war also auch die Sage vom Sänger und seinem Edeliebchen kein bloßer Traum, so war wirklich der grause Brunnenhacht vorhanden, über dem ein ge-

fangenes Edelkind in eigener Todesnot den vielgetreuen Buhlen sterben sah? Ja, saß nicht dort selbst jenes schöne Mädchen im hohen Gras, ganz dicht am Brunnen? Das Mondlicht spielte mit prangendem Blondhaar, das lang herniederrann und in goldenen Wellen auf den Wiesengrund flutete. Mußte es nicht jenes Schätzelein sein, um das es sich lohnte, jung zu sterben, war solche Schönheit zweimal auf der Welt?

Das Lied war aus, die letzten Worte sprachen vom Scheiden. Die Sängerin, die am Brunnen lehnte, strich sich die grauen Haare aus der Stirn und wandte sich zu dem Mädchen:

„Am besten wäre es, du hörtest niemals Lieder, Klotildis!“

„Warum?“

„Das Singen macht nur unglücklich. Wenn man ganz ruhig und friedlich ist, braucht man nur singen zu hören, und es ist aus mit der Ruhe. Man wird unruhig, man bekommt Sehnsucht. Ich wollte, ich hätte niemals einen Ton singen gehört.“

„Aber du singst so schön. Das ist, weil du es gelernt und auf dem Theater gesungen hast.“

„Rede nicht davon!“

„Warum erzählst du mir nie vom Theater?“

Die Sängerin trat dicht vor das Mädchen und sagte mit viel Bitterkeit:

„Weil es das Elendeste ist von der ganzen Welt. Weil es junge Menschen anlockt, die voller Ideale, voll königlichen Hochsinns sind, Menschen, die ausgezeichnet sind mit Gütern, die andere nicht haben, und nie mit Geld bezahlen, nie durch Fleiß erwerben können, und weil das Theater diese Menschen zwingt, tausendmal ihre Seele zu enthüllen vor unreinen Augen, sich zu verkaufen und sie selbst langsam schlecht macht. Immer aus Not!“

Das Mädchen zuckte die Achseln. Mit gleichmütiger Stimme sagte es:

„Ich denke, so, wie du vom Theater redest, so ist es doch überall in der Welt. Mein Vater sagt: Die Menschen können nur sich selbst lieben; selbst wenn sie einmal etwas Gutes tun, lieben sie doch nur sich selbst; denn sie glauben, daß sie einen Lohn dafür bekommen. Und wenn sie anständig oder ehrlich sind, sind sie es bloß, weil sie Strafe erhalten, wenn sie es nicht sind. Der Eigennutz ist die Wurzel, aus der der ganze Baum des Lebens wächst, den Saß sagte mir mein Vater oft; man sollte nur Lohn und Strafe aus der Welt wegnehmen, und wir hätten lauter wilde Tiere.“

Die grauhaarige Sängerin strich dem Mädchen über den Scheitel.

„Wie ist das traurig, daß ein junges, schönes Kind so spricht! Daß es so früh die Wahrheit weiß!“

Plotildis erhob sich; der Mond beleuchtete ihr Gesicht, das von reiner Schönheit und Frische war. Sie lachte und sagte:

„Traurig — wieso? Ich mache mir gar nichts daraus. Ich rede auch gar nicht gern von solch dummen Dingen. Du hast mich bloß darauf gebracht, weil du vom Theater sprachst. Was geht mich all das an? Was geht es dich an? Wir leben auf der Insel und haben damit nichts zu tun. Wir sind draußen! Aber weißt du, manchmal möchte ich doch in die Welt und einmal diese wilden Tiere sehen.“ Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Wir hier auf der Insel haben ja nicht mal richtige wilde Tiere — nur ein paar Füchse. Ich schieße nie einen Fuchs tot; die Füchse sind mir viel lieber als die zimperlichen Rehe oder gar die albernen Hasen. Wie ich das erste Mal hätte einen Fuchs schießen können, war ich vierzehn Jahre alt. Ich hatte ihn gut vor der Büchse; aber er beschlich gerade einen Hasen, der in seiner Todesstunde nichts besseres vorhatte, als sich seine Löffel zu putzen. Da dachte ich: Friß ihn erst, dann werde ich dich schießen. Und er fraß ihn! Er zertrachte ihm erst das Genick, dann riß er ihm den Leib auf, trank sein Blut —“

„Plotildis!“

„O, ich habe geschaut! Und dann, wie er satt war, wollte ich ihn schießen; aber ich dachte, vielleicht

fängt er wieder mal einen Hasen, wenn ich's sehe, und ich ließ ihn leben.“

„Kind! Kind! Wenn das nur gut tut!“

Die Sängerin faßte Plotildis an der Hand, und sie gingen noch ein paar Schritt näher auf Günther zu, der hinter einer Hecke stand. Die Wangen glühten dem jungen Mann. Er war ein Lauscher. Aber — wenn es auch erbärmlich, wenn es gemein gewesen wäre, er hätte sich nicht von seinem Platze rühren können. Nein! Deutlich hörte er in der tiefen Stille des späten Abends jedes Wort.

Dann aber wandten sich die Frauen, gingen Arm in Arm über die hellbeleuchtete Wiese und ihre Stimmen waren nicht mehr deutlich zu vernehmen. Günther schaute ihnen nach und rührte sich noch immer nicht vom Platze.

Plötzlich knackte es im Gesträuch. Ehe sich Günther umwenden konnte, fühlte er, daß sich zwei riesige Pranken um seinen Hals legten, und eine mächtige Stimme brüllte:

„Ich hab' einen! Ich haaab' einen! Zu Hilfe! Ich hab' einen gefangen!“

Günther machte sich mit einem kräftigen Ruck frei und sah sich Lukas, dem Mann mit der magnetisierten Lanze, gegenüber. Dieser fuhr fort zu brüllen und faßte Günther aufs neue. Im Kämpfen gerieten beide auf die offene Wiese, stolpterten über des Polizei-

manns große Lanze und wälzten sich bald darauf im Grase.

Mit einem langgezogenen schrillen Freudenschrei stürmte Klotildis über die Wiese.

„Wen hast du? Wer ist das?“

„Ich — ich weiß nicht —“ keuchte der Polizist; „ich habe halt einen — ich halte ihn fest — ooooh —“

Günther befreite sich mit einer geschickten Wendung und stand auf den Füßen. Er hielt die Lanze in der Hand und drohte dem sich ebenfalls erhebenden Kriegsmann.

„Bergreif dich nicht mehr an mir, oder ich jage dir die eigene Lanze durch den Leib, du Esel!“

Da grunzte der Polizeimann halb drohend, halb überrascht und furchtsam, dann schrie er:

„Ich hole den Oberst! Ich hole den Oberst!“ und jagte auf seinen Riesenbeinen davon.

Günther sah ihm nach, machte dann eine Verneigung vor Klotildis und sagte:

„Ihr habt keine gute Polizei hier, Komtesse. Aber es ist selbstverständlich, daß Ihr mir gegenüber gar keines Schutzes bedürft.“ Er warf die Lanze ins Gras. Klotildis bückte sich blitzschnell und ergriff die Waffe.

„Nun bleibt stehen,“ sagte sie drohend, „oder Ihr sollt sehen, wer die Lanze durch den Leib bekommt, Lukas oder Ihr!“

Sie hielt ihm die Klinge dicht vor die Brust. Günther machte eine lässige Wendung, entwand ihr die Lanze mit leichter Mühe, schleuderte sie weit von sich und sagte lächelnd:

„Gebt Euch keine Mühe! Ich bin kein Hase, und Ihr seid kein Fuchs.“

„Doh — ooh — er hat gehorcht — hörst du, Wanda, er hat gehorcht — pfui!“

„Eine Waldwiese ist kein Boudoir, gnädiges Fräulein!“

„Wie kommt Ihr Euch erdreisten, diese Insel zu betreten?“ herrschte sie ihn an.

„Ich bin ein Wandersmann,“ sagte er gemüthlich; „und die Welt ist frei. Selbst des Kaisers Gärten stehen offen.“

„Aber diese Insel steht nicht offen, Ihr werdet es büßen!“

„Nun, so werde ich es büßen!“

„Wenn Ihr einen Kahn hier habt, wie ich vermute, so macht, daß Ihr fortkommt,“ riet ihm nun die Sängerin; „es ist streng verboten, die Insel zu betreten, und Ihr sezet Euch der größten Gefahr aus. Es war unrecht von Euch, daß Ihr hierher kamet!“

„Es war vielleicht unrecht, aber ich fürchte mich nicht,“ sagte Günther; „und ich werde die Insel nur auf Befehl dessen verlassen, dem sie gehört.“

„Sie gehört meinem Vater!“ rief Klotildis zornig.
„Nun wohl, Komtesse, so werde ich warten, bis ich mit Eurem Vater gesprochen habe.“

„Er ist frech,“ sagte Klotildis verdutzt, „komm, Wanda, wir wollen ihn stehen lassen und sehen, ob er dann nicht von selber fortläuft.“

Sie ging mit ihrer Freundin zurück zum Brunnen. Günther blieb ruhig auf seinem Platz. Da schallte das Geschrei des Polizisten durch den Wald:

„Er kommt! Der Oberst kommt! Haltet ihn! Haltet den Kerl! Der Oberst kommt!“

Der Soldat stürzte keuchend aus dem Walde, fand seine Lanze, stellte sich drohend vor Günther auf und sagte:

„Ich laß dich nicht entkommen, du Bursche!“

Günther nickte ihm lachend zu.

„Ja, wenn du willst, kannst du mich wohl an deine magnetische Lanze kleben!“

In diesem Augenblick trat eine hohe Gestalt aus dem Gebüsch. Ein Fünziger mit energisch geformter Nase, starkem Kinn, dunklen, sehr ausdrucksvollen Augen und angegrautes Haar.

„Was geht hier vor? Wer seid Ihr? Was wollt Ihr auf dieser Insel?“

Er stellt die drei Fragen in schneller, herrischer Weise. Günther blieb ruhig. Er sagte:

„Ehe ich Euch Antwort gebe, möchte ich Euch fragen, ob Ihr der Besitzer dieses Geländes seid.“

„Nein!“

„Nun, so geht es Euch nichts an, warum und wieso ich hier bin, es sei denn, daß Ihr etwa als angestellter Nachtwächter ein Recht auf Eure Fragen hättet.“

Hei, flog der Degen des Schwarzen aus der Scheide.

„Behre dich, du unverschämter Bursch!“

Darauf hatte Günther gewartet. Er hatte auf der Hochschule als einer der rauflustigsten Gesellen gegolten und lag im Nu im Anschlag.

Wieder schrillte ein Schrei über die Wiese, und Klotildis flog herbei und stellte sich mit blitzenden Augen dicht neben die Kämpfenden.

„Weiber weg!“ rief der Oberst und fuhr mit mächtigen Streichen seinen Gegner an. Der war ein Meister der Fechtkunst. Nach zwei Minuten schon klappte dem Oberst eine tiefe Wunde über die Wange.

„Weiter!“

Abermals Minuten ergrimmten Kampfes. Dem Obersten rieselte das Blut vom Schädel.

„Weiter! Bursch, dich lohnt es abzustechen!“

Die Klirren klangen, die Kämpfenden keuchten, das Mädchen stieß kurze, erregte Schreie aus, die Sängerin rang die Hände, der Polizist stand vorsichtig abseits, kein Erfolg hüben noch drüben, aber immer

wilder wurde die Kampflust, immer kühner wurden Angriff und Abwehr. Nach langen Minuten erwies es sich, daß der Oberst die stärkeren Nerven hatte; kurz nachher saß seine Klinge in Günthers rechter Lunge.

„So! — So sicht ein Nachtwächter!“ rief der Sieger mit grimmer Freude. Dann beugte er sich über den Bewußtlosen.

„Es ist ein guter Kerl!“ sagte er voll Anerkennung, selber völlig erschöpft; „ruft den Grafen!“

„Kerl,“ schrie er den fassungslos dastehenden Polizisten an, „hol den Grafen, lauf schnell, oder ich schlag' dich krumm und lahm!“

Da schulterte der Polizist Lukas seine Lanze und raste davon.

„Ist er tot?“ fragte Notildis und beugte sich mit weit geöffneten Augen über Günther.

„Nein!“ sagte der Oberst; „der Stich sitzt hoch, dicht unter der rechten Schulter.“ Er öffnete Günther das Wams und drückte ein weiches Tuch auf die Wunde. —

Da kam eine langsam über die Wiese — die Blinde. Als der Oberst sie wahrte, richtete er sich auf und stand stumm und steif. Die Blinde kam heran, beugte sich tief über den Verwundeten, suchte mit dem letzten Licht, das ihre Augen noch hatten, nach der Wunde, richtete sich dann empor und fragte mit haßerfüllter Stimme:

„Habt Ihr wieder einen auf dem Gewissen?“

Der Oberst lachte spöttisch.

„Jawohl, Madame! Es hat mich wieder einmal nach Menschenblut gelüftet, und so habe ich diesen unschuldsvollen Jüngling, der mir mit freundlichen Worten entgentrat, über den Haufen gestochen. Ich empfehle ihn Eurer Pflege.“

Damit wandte er sich um und ging davon. Die Blinde kniete bei dem Verwundeten. Auch Notildis kniete sacht nieder. Es war aber von ihrem Gesicht viel mehr Neugierde als Mitleid zu lesen.

„Was wird mit ihm?“ fragte sie gespannt.

Die Blinde antwortete auf die Frage nicht.

„Holt eine Trage,“ sagte sie.

Die Sängerin und Notildis brachten bald eine der Tragen, wie sie zum Fortschaffen des Heues verwandt werden und zahlreich auf der Insel umherstanden. Sie legten den Verwundeten darauf.

„Nach dem Schusterhaus,“ gebot die Blinde, „das ist am nächsten.“

Notildis und die Sängerin mußten je einen Holmen vorn an der Trage fassen, die hinteren beiden Holmen nahm die Blinde. So ging der stille Transport über die Wiese.

Inzwischen kam der Polizist Lukas angetrabt. Schon von weitem schrie er:

„Der Graf läßt sagen — ins Schusterhaus! Er kommt gleich mit dem Verband!“

Plotilbis rief zurück, Lukas solle nicht so brüllen, er sehe doch, daß sie einen Schwerverkranken trügen, und es sei ganz selbstverständlich, daß es zum Schusterhaus gehe.

Da kam Lukas mit seinen Siebenmeilenbeinen vollends heran, schulterte die Lanze und gab den Frauen und ihrer Last das Ehrengelächte.

Der Schuster, ein dürres Männlein mit eisgrauem Ziegenbart und spiegelblankem Schädel, fuhr aus seinem kleinen Haus heraus, und als er sah, was für einen stillen Gast er bekam, füllten sich seine treuherzigen Augen mit Tränen.

Günther wurde vorsichtig auf das Bett gelegt. Bald darauf kam der Graf. Er war von hoher Erscheinung und trug einen langen schwarzen Rock.

Schweigend beugte er sich über den Verwundeten, untersuchte seinen Zustand nach Art der Ärzte, legte einen Verband an und setzte sich dann an das Bett.

„Bis morgen früh bleibe ich hier!“ sagte er. „Wer pflegt ihn dann?“

„Ich!“ sagte die Blinde, die ganz in den Schatten getreten war, als der Graf eintrat.

Er nickte schweigend.

Zu seiner Tochter Plotilbis und der Sängerin, die

Hand in Hand an der Wand lehnten, sagte er nach einer Weile:

„Gehet nach Haus!“

Sie gingen. Und so war der Graf mit der Blinden bei dem Kranken allein. Der Schuster saß im Nebenzimmer auf einem Schemelchen und harrete geduldig, ob ein Befehl an ihn ergehen werde. Draußen wurde es finster; der Mond verschwand hinter den Wolken, die Grillen und die Unken schwiegen. Ein müder Nachtwind sang ums kleine Haus, darin ein junges Leben mit dem Tode rang.

Tiefe Stille. Nur ein wenig abseits vom Schusterhaus hörte man einen leise zählen: 888, 889, 890!

Der Polizist Lukas hatte die Gelegenheit benutzt, dem Schuster den Magnetstab zu entwenden, und strich damit seine Lanze.

Tausendmal!

Das vierte Kapitel.

Der wehmütige Schuster, dem große Tränen in die Augen gekommen waren, als er sah, welch stillen Gast man in sein Haus brachte, und der so treulich wartete, ob er nicht zur Krankenpflege gebraucht werde, war bald auf seinem Schemelchen eingeschlafen. Als nun sein kahler Kopf hin und her pendelte, erschien Lukas' schnauzbärtiges Gesicht am Fenster, spähte, ob alles sicher sei, und gleich darauf schlich der rauhe Krieger auf allen Vieren in die Stube und legte den Magnetstab auf den Schustertisch zurück, von da er ihn entwendet hatte. Denn er war ein ehrlicher Mann. —

Im Krankenzimmer war schwere Wache. Der Verunglückte lag noch ohne Bewußtsein; er hatte sehr viel Blut verloren und sein Puls ging kaum fühlbar.

„Die Hauptsache ist, daß er sich nicht bewegt!“ sagte der Graf „damit nicht eine neue Blutung eintritt!“ Darauf hielten sie den Kranken mit Gewalt fest, wenn er sich umwälzen wollte. Gegen Morgen wurde Günther ruhig und schlief.

Der Graf hatte mit der Blinden die ganze Nacht kein Wort gewechselt mit Ausnahme der unerlässlichen Anordnungen, die er gab. Erst als das Morgenlicht durchs Fenster sah, sagte er:

„Madeleine, du hast gestern abend den Oberst wieder beschimpft!“

Die Blinde wies mit einer Handbewegung nach dem Kranken und sagte:

„Wieder sein Werk!“

„Nein,“ sagte der Graf mit leiser, zorniger Stimme, „nicht sein Werk, sondern das Werk dieses übermütigen Burschen selbst, der widerrechtlich auf die Insel drang, den Oberst durch dreiste Beleidigung zum Kampfe zwang und ihn dabei zuerst verwundete. Wenn er schließlich doch der schlechtere Kämpfer war, so ist das sein Unglück, aber nicht des Obersten Schuld.“

„Der Oberst ist nie in der Schuld,“ sagte sie müde; „aber es kommt immer Unglück durch ihn!“

„Es ist mit dir darüber nicht zu reden.“

„Nein,“ erwiderte sie ruhig.

Dann schwiegen sie. Die Späzen lärmten vor dem Fenster, die Stare piffen, und das Morgenlicht wurde heller und weckte in gleich neckischer Weise wie bei jedem Tagesbeginn so auch heute den Schuster; es schien ihm auf die Augendeckel, so daß er niesen mußte und durch die schwere Erschütterung erwachte.

Heute rieb sich Meister Fridolin erst lange die hohe Stirn, besann sich, warum er nicht in seinem Bett liege, sondern ganz steifbeinig auf dem Schusterschemel sitze, orientierte erst sein Gedächtnis und im Anschluß daran seine Gefühle und seine Mienen und trat mit einem Jammergezicht in die Krankenstube.

„Lebt er noch?“ schluchzte er.

Der Graf nickte.

„Ach Gott — ach Gott, ich habe die ganze Nacht —“

„Geschlafen!“ ergänzte der Graf rauh. „Geh hinaus und koch' dir dein Frühstück!“

Da ging Fridolin weinend hinaus und kochte sein Frühstück. Eine Stunde verging wieder, Günther schlief weiter. Da erhob sich Graf Raimund. Das Morgenlicht beschien sein Gesicht. Sein Bart war dunkel, sein dichtes volles Haupthaar ganz weiß. Nase, Mund und Kinn hatten weiche, wenig energische Formen; aber die Augenbrauen waren über einer tiefen Falte fast vereinigt und die gelblich-grauen Augen hatten einen mißtrauischen Ausdruck. Einer der von Haus aus Gutmütigen, Fröhlichen, sanft Gearteten, dem aber böse mitgespielt worden war, dessen Seele in tausend Zwiespälte kam, ein Edler, ein Unglücklicher, aber in allem nur ein Halber.

Graf Raimund fühlte noch einmal Günthers Puls und sagte dann zu der Blinden:

„Ich gehe jetzt — ich muß ruhen — und du kannst auch nicht allein bleiben.“

„Ich kann noch den ganzen Tag wachen,“ erwiderte Madeleine.

„Nein! Du darfst nicht allein mit ihm bleiben, schon, weil dein Augenlicht zu schwach ist.“

„Der Schuster sieht noch gut!“

„Der Tropf! — Ich werde dir Klotildis schicken. Einen Kranken zu pflegen, das soll sie lernen.“

Die Blinde lächelte geringschätzig.

„Das wäre wohl gar sehr gegen Eure Erziehung,“ sagte sie.

„Wieso?“

„Wenn der Eigennuß die Wurzel alles Lebens ist, warum pflegt man denn Kranke? Warum laßt Ihr diesen jungen Mann nicht sterben? Was nützt es Euch, daß er lebt?“

Er sah verdrossen zur Seite.

„Was es nützt? Daß sein Vater nicht sagen kann, sein Sohn sei hier auf meiner Insel erschlagen worden und mir den Landrichter auf den Hals hegt — das nützt es!“

„Daraus würde sich aber Klotildis nichts machen; es würde sie vielleicht sehr ergötzen, wenn ein paar Gendarmen nach der Insel kämen und hier eine Untersuchung hielten.“

„Das ist nicht wahr!“

Die Blinde zuckte die Schultern.

„Ich kann Notildis nicht brauchen. Wenn Ihr jemand schicken wollt, schickt die Sängerin oder das Wasserweib.“

Der Graf sah die Blinde finster an.

„Madeleine, wenn du einen solchen Haß auf mich und Notildis hast, warum bleibst du auf der Insel?“

Das Gesicht der Blinden wurde steinhart.

„Haß? Das Mädcl bemitleide ich nur, und ich hasse auch Euch nicht — ich verachte Euch nur!“

„Weib!“

„Warum schreit Ihr denn? Ich habe mit Euch nicht reden wollen. Ihr wißt wohl, wir haben drei Jahre lang nicht miteinander gesprochen. Was fngt Ihr heute an?“

„Weil du wieder den beleidigt hast, der mein einziger Freund ist, der mich nie hinterging.“

Höhnisch kam die Antwort:

„Der Euch nie hinterging! Der Euch nur den Sohn erschoss, meinen Mann!“

Der Graf wollte zornig auffahren, aber er mäßigte sich und sagte:

„Ja, es war unrecht, ich hätte nicht davon reden sollen. Es ist ganz zwecklos und längt genug der Qual. Es ist aber das letzte Mal gewesen!“

Dann wies er auf den Kranken.

„Wenn er aufwacht und Durst hat, gib ihm Tee von Eichenrinde und Hirtentäschchenkraut!“

Er ging. Die Blinde saß regungslos auf ihrem Stuhl. Draußen spielte das goldene Licht der Sonne und die Vögel sangen so hell, als sei nichts als Lust und Friede in der Welt. Die Natur ist nie sentimental. Die Menschen lassen sich so leicht von der Natur stimmen und bestimmen, sie lachen im Frühling und sind traurig am Herbsttag; sie haben Sehnsucht, wenn die Wolken am Himmel ziehen, und wollen mit den Quellen plaudern und mit den Stürmen fliegen. Die Natur ist fühllos ihnen gegenüber; sie sendet einen Regenschauer auf den bunten Hochzeitszug, sie läßt über einem offenen Grab die Lerchen jubilieren und die Schmetterlinge tanzen. Der Natur am nächsten kommen die Naturkinder; sie sind auch souverän, leben immer nur dem eigenen Trieb, der eigenen Stimmung.

Notildis war ihrem Vater begegnet und, da dieser ihr befahl, sich nie um den Kranken zu kümmern, schleunigst nach dem Schusterhaus getraht. Sie traf Fridolin über einem kleinen rauchenden See von Milchsuppe und mit einer Zähre an der Wimper.

„Warum heulst du denn schon wieder?“ fragte sie verwundert. „Ist sie dir angebrannt?“

Sie wies auf die Milchsuppe.

Er schüttelte den Kopf.

„Es tut einem halt leid,“ sagte er und wies mit dem Löffelstiel nach dem Krankenzimmer.

„Ach der!“ sagte sie. „Um den tut mir's gar nicht leid. Der hat eben eins abgekriegt. Das hat dem Spaß gemacht; ich hab's ja gesehen!“

„Er wird sterben!“ schluchzte Fridolin.

„Ja, ja,“ sagte sie „wie dir dein großer Karnidel gestorben ist, hast du noch mehr geheult. Du heulst immer, wenn einer stirbt!“

„Wißt Ihr, Komtesse, das ist ein junger Edelmann,“ sagte der Schuster mit großem Ernst, „ich hab's ihm gleich auf den ersten Blick angesehen, denn er hat eine Krone in sein Hemd eingestickt.“

Die Tür öffnete sich; die Blinde erschien.

„Fridolin, lauf' rasch zum Wasserweibe. Sie soll Eichenrinden- und Hintertäscheltee schicken. Und sie soll selber herkommen.“

Sie zog sich gleich wieder zurück.

„Was soll sie schicken?“ fragte Fridolin stupide.

„Eichenrinden- und Hintertäscheltee schicken,“ wiederholte Klotildis. „Und selber herkommen! Nun geh rasch!“

„Ich bin gerade am Frühstück,“ sagte Fridolin mit wehklagender Stimme; „Klotildis, Ihr lauft wie ein Reh — wie ein schlankes Rehlein im grünen Klee, so rasch springt Ihr.“

„Gib dir keine Mühe, Alter! Ich gehe nicht! Ich werde für dich frühstücken. Gib her!“

Sie nahm ihm den Hornlöffel aus der Hand, schlenkerte ihn in der nahen Wasserkanne etwas ab und machte sich über den Rest der Milchsuppe her.

Fridolin sah ihr mit Herzenswehmut zu, dann machte er sich traurig auf den Weg. Klotildis frühstückte.

Plötzlich rief die Blinde drinnen:

„Haltet Euch still — Junker, haltet Euch still! — Fridolin! Fridolin!“

Klotildis riß die Tür auf.

„Fridolin ist zum Wasserweib —“

„So hilf du — komm her — halte ihn hier an der linken Schulter fest — so — er darf sich nicht rühren —“

„Warum nicht?“

„Weil sonst die Wunde wieder aufbricht.“

„Ja so! Na wart', ich halt' ihn wie eine eiserne Klammer!“

„Drück' ihn nicht so — das tut ihm weh!“

Klotildis lachte leise.

„Hu, das feine Männchen! Wie er blaß ist! Den hat der Oberst ordentlich verwalkt!“

Die Blinde antwortete nicht. Klotildis erkannte, daß sie bereits wieder Anstoß erregt habe, und mäsigte ihre Stimme zu einem sanften Geflüster.

„Madeleine, ich bitte dich, laß mich hier, bis er das erste Mal aufwacht! Ich werde dir auch ganz gut folgen!“

„Warum willst du dabei sein, wenn er aufwacht?“

„Weil ich gern hören möchte, was er sagt. Was er zuerst sagt! Er wird ja furchtbar giftig sein, daß er so ins Eisen gegangen ist und wird schimpfen!“

Die Blinde erwiderte sehr ernst:

„Vielleicht wird er nur aufwachen, um der Welt Lebewohl zu sagen und bald darauf zu sterben!“

Da schwieg das Mädchen nachdenklich eine kleine Weile, sagte aber dann:

„Ja, das möchte ich auch gern hören!“

Die Blinde schüttelte den Kopf.

„Laß ihn jetzt los, Klotildis, du brauchst ihn nicht mehr festzuhalten.“

Eben steckte der Schuster seinen Kahlkopf zur Thür herein.

„Das Wasserweib läßt sagen, Eichenrinde und Sirtentäschentraut hätte sie nicht; aber den Hexenschuß hat sie und kann nicht kommen.“

Klotildis lachte über diese Botschaft. Die Blinde aber dachte nach.

„Ich habe in meinem Hause den Tee,“ sagte sie.

„Sage mir, wo er liegt, und ich werde ihn holen!“

„Nein!“

„Ach, du läßt ja niemand in dein Haus!“

„Ich werde den Tee selber holen!“ sagte die Blinde. „In einer Viertelstunde bin ich zurück. Ich hoffe, daß er noch so lange schläft. Fridolin, du wirst aufpassen. Wenn er sich regen oder umwälzen will, beuge dich über ihn und halte ihn sanft fest!“

Dem wehmütigen Schuster schossen wegen des vertrauensvollen Auftrags Tränen in die Augen und er versprach, sein Bestes zu tun.

„Und ich?“ fragte Klotildis.

„Du wirst dich um den Kranken nicht bekümmern und überhaupt nicht an ihn herangehen,“ sagte die Blinde in strengem Befehlston und ging.

Das Mädchen schnitt ein Gesicht hinter ihr, blieb am Fußende des Bettes stehen und sah mit ihren stahlblauen Augen neugierig auf den Schlummern den.

„Wenn er nur jetzt aufwachte!“ sagte sie.

„Um Gottes willen nicht!“ flüsterte der Schuster erschrocken. „Pst! Pst!“

Nach einer Minute sagte das Mädchen in ganz zärtlichem Tone:

„Fridolin, tu mir den Gefallen: geh einmal ein wenig vors Haus hinaus und laß mich ein paar Minuten bei ihm wachen!“

Fridolin schüttelte sich, als ob ihm ein Verbrechen zugemutet würde.

„Fridolinchen,“ lockte sie, „kennst du mein Hänschen?“

„Den weißen Karnickelbock?“ fragte er mit einer Wendung des Kopfes.

„Den großen, weißen Karnickelbock!“ sagte sie; „den schenke ich dir, wenn du jetzt einmal ein wenig hinausgehst!“

„Ich darf nicht!“ sagte er in schwerem Kampf.

„Sie sieht dich doch nicht, Fridelchen,“ sprach die Versucherin weiter; „du kommst schnell wieder hereingehuscht, wenn du sie kommen siehst! Was hast du denn da zu riskieren?“

„Ihr laßt ihm was geschehen!“ wandte er noch ein.

„Ich lasse ihm gar nichts geschehen! Ich kann ihn besser festhalten als du; ich habe der Madeleine vorhin auch schon geholfen.“

Fridolin kämpfte noch eine Minute wider sein Gewissen; dann siegte der Karnickelbock. Er ging hinaus.

Mit leisen Nasenschritten schlich Klottildis zum Kopfsende des Bettes. Sie beugte sich tief über den Kranken und beguckte sein Gesicht von allen Seiten. Es zuckte mit keiner Miene.

Da tippte sie mit ihrem Zeigefinger dreimal dem Kranken auf die Stirn. Er rührte sich nicht.

„Er schläft wie ein Bär!“ flüsterte sie.

Dann nahm sie eine ihrer langen blonden Haar-

flechten und fuhr mit deren Ende wie mit einem weichen Pinsel Günther über den bloßen Hals. Der Kranke verzog das Gesicht und bewegte belästigt ein wenig den Kopf.

„Ah, das hilft!“ flüsterte die Krankenpflegerin befriedigt, und ihre Augen funkelten. Darauf pinselte sie neugierig mit ihrem Zopf dem Pflegebefohlenen die Nasenspitze.

Der schüttelte sich und schlug plötzlich die Augen auf.

„Aaaah!“

Sie fuhr doch ein wenig zurück. Er starrte sie geistesabwesend an. Erst ganz allmählich kam ein wenig Leben in seine Augen.

„Was — was ist?“ fragte er matt.

„Ihr habt ein Duell gehabt und Ihr seid sehr krank!“ sagte sie eindringlich und beugte sich über ihn.

„Ja!“ hauchte er und schloß die Augen wieder.

Aber sie ließ nicht locker. Sie schüttelte ihn sanft.

„Habt Ihr nicht irgend etwas zu sagen, ehe Ihr sterbt? Ein Lebewohl an die Welt?“ fragte sie in lautem, begierigen Ton.

Er riß die Augen auf und besann sich gewaltsam. Dann sagte er mühsam:

„Der — der Fischer — Fischer Rajetan — ist — ist an sein Tischbein gebunden!“

Damit sank er in die Bewußtlosigkeit zurück.

Klotildis aber bekam einen feuertoten Kopf, rannte hinaus und brach vor dem Hause in ein schallendes Lachen aus. Die Blinde, die auf dem Rückweg war, hörte es, beeilte sich und hielt, da der Schuster ohne weiteres alles eingestand, ein zornvolles Strafgericht über die Übeltäter. Klotildis, der streng das Haus verwiesen wurde, sagte fest: die Ausweisung sei ihr recht gleichgültig, sie hätte nun schon genug, da sie das Lebewohl des Kranken an die Welt gehört habe. Fridolin aber wusch stundenlang sein Gesicht mit Reuetränen und hielt seine Fassung nur durch die Hoffnung auf den Kaninchenbock aufrecht.

Die Blinde saß wieder bei dem Kranken und überzeugte sich bald, daß der Überfall der unberufenen Krankenträgerin keine schlimmen Folgen gezeitigt habe. Gegen Mittag kam der Graf, sah nach dem Kranken und gab ein paar Anordnungen, ohne die Blinde auch nur anzusehen. Und am Abend erschien Wanda, die Sängerin, um Madeleine abzulösen. Inzwischen war Günther mehrmals vorübergehend bei Bewußtsein gewesen, ohne daß ihm seine gewissenhafte Pflegerin gestattet hätte, ein Wort zu reden.

*

Klotildis, die liebevolle Maid, war voller Seligkeit. Daß es ihr gelungen war, einem Kranken ein so merkwürdiges Abschiedswort an die Welt zu ent-

loeden, erfüllte sie mit großer Genugthuung. Beinahe galoppierte sie auf ihrer Fuchsstute in der Runde den Reitweg entlang, der dicht am Ufer um das ganze Eiland lief. Ein Plan war in ihr gereift. Sie überlegte lange, ob sie jemanden einweihen sollte, vielleicht den Polizisten Lukas, aber sie beschloß, ihr Vorhaben ganz allein auszuführen.

In den stillen toten Stunden des Sommertages, zwischen ein und drei Uhr am Nachmittag, da sie sich am sichersten fühlte, bestieg Klotildis Rajetans Kahn, den sie mit leichter Mühe unter dem Erlengebüsch entdeckt hatte, und ruderte hinüber zu des Fischers Hütte. Sie war noch mitten auf dem Wasser, da hörte sie schon Jammerlaute und Hilferufe.

„Der — der Fischer Rajetan — ist — an sein — sein — Tischbein gebunden!“ ahnte sie Günthers verlöschende Stimme nach, und sicherte in großer Bergnügtheit. Am Ufer angekommen aber zwang sie ihrem Gesicht einen düsteren Mienenwurf auf und trat mit dem Gebahren einer Richterin in die Fischerhütte.

Rajetan stieß einen Schrei aus, als er sie sah.

„Ihr — Ihr, Klotildis — ich hoffte, es sei — es sei endlich jener Günther — und nun — nun seid Ihr's! Das ist schrecklich!“

„Ja, es ist schrecklich!“ sagte sie finster. „Ich komme, dich in Haft zu nehmen, du Lump!“

„Mich in —“, der Mund blieb ihm offen stehen — „ja, seht Ihr denn nicht, in welcher jammervoller Verfassung ich bin? Macht mich los! Gebt mir zu essen! Gebt mir zu trinken! Ich halte es nicht mehr aus!“

„Wie kommt Ihr denn in diese Lage?“ fragte sie streng.

„Doh — ich hatte — hatte gestern zufällig den Namenstag — jawohl, seht mich nicht so ungläubig an — es steht doch im Kalender — und deshalb hatte ich mich ein ganz klein wenig — als es schon sehr, sehr spät am Abend war, weil ich so müde war von der Arbeit, die ich alles allein — ja, Ihr wißt ja noch gar nicht, daß mir mein Knecht fortgelaufen ist — fortgelaufen mit meinem Gelde — der Lump, der Betrüger, der faule Teufel der —“

„Schwätzt nicht alles durcheinander!“ rief sie. „Erzählt es vernünftig! Wer hat Euch angebunden? Der Knecht?“

„Nein, nein, wie ich am späten Abend — weil ich von der Arbeit so müde war —“

„Also wie Ihr Euch früh um 8 Uhr ans Ufer schlafen gelegt habt — was war da?“

„Wie ich mich abends um acht —“

„Früh!“

„Wie ich mich um acht ein wenig schlafen gelegt habe, ist ein starker Kerl mit einer Pistole und einem

Säbel über mich hergefallen und hat mich gefesselt und mich hier festgebunden, und was er dann gemacht hat, weiß ich nicht.“

„Was er dann gemacht hat, wißt Ihr nicht? Nun, ich will's Euch sagen: er hat weiter gar nicht viel gemacht; er ist auf Eurem Wächterkahn nach der Insel gerudert und hat sich dort totstechen lassen.“

„Totstechen! O, dieser Kerl! Und er wollte mir doch drei Goldstücke geben.“

Alotildis ging auf Rajetan zu und riß ihn am rechten Ohr, daß er quietschte.

„Drei Goldstücke wollte er dir geben? So! Nun habe ich dich, du geliebtes Gaumerchen! Jetzt kommst du in den Turm, wo dich weder Rost noch Motten mehr bescheizen werden!“

Rajetan bat, weinte, gestand seine ganze Schuld, gelobte felsenfeste Besserung — es nutzte ihm nichts. Sie band ihn zwar vom Tischbein los und löste auch die Fesseln seiner Füße, ließ aber seine Hände gebunden und gebot ihm, aufzustehen und ihr zu folgen.

Er erhob sich mit einem Schmerzenslaut, dehnte seine gefolterten Glieder und sank auf einen Stuhl.

„Ich kann nicht,“ ächzte er; „ich bin auch zu ver-schmachtet.“

Sie ergriff einen Wasserkrug, hob ihn an Rajetans Rippen und sagte: „Trink!“ Er trank ein paar tiefe Züge, dann stöhnte er, daß er grausamen Hunger

habe — nebenan im Kellergewölbe Länge der geräucherte Schinken.

„Ich werde dich räuchern, du Schweinsbraten!“ sagte sie. „Weißt du nicht, was Verbrecher und Räuber zu essen kriegen? Wasser und Brot! Das Wasser hast du schon, jetzt kommt das Brot!“

Sie fand einen mächtigen Laib Brot, schnitt ein großes Stück ab, ließ Rajetan abbeißen, nahm ihn dann fest um den Hals und stopfte ihm so viel Brot in den Mund, daß er beinahe erstickt wäre. Dann ging sie nach dem Kellergewölbe, sah dort einen saftigen Schinken hängen, bekam selber Appetit und trug den Schinken nach der Stube, wo sie herzlich zuzulangen begann. Rajetan sah ihr gierig zu und laute Brot. Nach einer Weile hielt sie die Leiden des anderen nicht aus und schob ihrem Gefangenen ein Stück Schinken in den Mund, wobei sie sagte:

„Da friß, du ungetreuer Wächterhund!“ Damit meinte sie, etwas sehr Niederschmetterndes gesagt zu haben, aber Rajetan faßte das Wort anders auf. Er hegte fortan wieder Hoffnung auf Befreiung und brachte es dahin, daß Klotildis ein großes Stück Schinken in lauter Würfel schnitt, wovon sie immer einen sich selbst und einen dem Rajetan in den Mund steckte. Dazwischen hinein versuchte sie, ihrem Gefangenen Angst und Schrecken einzujagen.

Sie erzählte Rajetan: falls er nicht die ganze Zeit

geschlafen habe, möge es ihm wohl auch schon aufgefallen sein, daß seit drei bis vier Wochen kein richtiger Wind mehr gegangen sei. Da habe man nun auf der Insel Not und Mühe, mit der einzigen Windmühle, über die man verfüge, das notwendige Brotmehl zu schaffen. Gar nicht daran zu denken sei, mit der Windmühle das Futter für das Vieh zu schrotten. Also müßten die Handmühlen in Gang gesetzt werden, und Rajetan dürfe nun zunächst mal vier Wochen lang täglich zwölf Stunden lang Getreide schrotten. Was dann komme, werde sich finden.

„Ich denk', ich soll in den Turm?“ rief Rajetan entsezt.

„In den Turm zur Nachtzeit,“ sagte sie überlegen; „am Tage würdest du dort in diesen heißen Tagen zu gut schlafen. Und das beabsichtigen wir Inselrichter gar nicht. So, und nun sind wir satt; jetzt gehen wir!“

„Wohin?“ fragte er jammern.

„Nach der Insel — wohin sonst? Mach' keine Fragen und komm!“

Er bat, er flehte, er fiel ihr zu Füßen — es mußte nichts. Sie band einen Strick um seinen Arm und zog ihn wie ein störrisches Kalb hinter sich her. Er mußte in den Kahn steigen, sie ergriff die Ruder und stieß ab. Sein Weinen und Bitten rührte sie nicht im mindesten.

Erst als sie dicht bei den Erlen waren, sagte sie:
„So, nun hast du deine Hiebe weg! Nun werd' ich dir die Hände losbinden. Nimm die Ruder und laß mich aus dem Kahn. Und dann mach' aber, daß du fortkommst, du Bandit du! Sonst kommt schließlich die ganze Geschichte noch heraus.“

Der befreite Gefangene dankte ihr mit überströmenden Worten, während alles ausgeführt wurde, was sie gesagt hatte. Bei den Erlen sprang sie ans Ufer.

Und da geschah das, was beide nicht erwartet hatten. Der Graf trat aus dem Gebüsch, und hinter ihm erschien der Polizist Lukas, der augenblicklich seine Lanze gegen Rajetan ausstreckte.

„Wo warst du?“ herrschte der Graf seine Tochter an. Sie faßte sich und sagte mit leichtem Troß:

„Der Kranke, der beim Schuster liegt, hat gesagt, Rajetan sei ans Tischbein gebunden; da bin ich rüber und hab' ihn losgemacht.“

„Wie kam der Kahn hierher, daß sie zu dir hinüber konnte?“ fragte der Graf strenge den Fischer.

Der kniete in seinem Rachen nieder und erzählte unter Weinen und Wehklagen und gelegentlichen flehenden Blicken auf Klotildis die Geschichte von dem Überfall.

Der Graf hörte ihm finster zu; dann sagte er:
„Wenn du nicht ein so riesiger Esel wärest, würde dir wenigstens einmal eine andere Lüge einfallen. Vor-

läufig wirft du vier Wochen lang die Schrotmühle drehen. Führ' ihn ab, Lukas!“

Lukas verschwand mit dem wehklagenden Rajetan.

„Und nun du, Klotildis. Du hast kein anderes Gesetz als meinen Willen, und dem hast du dich zu beugen. Du weißt, daß du die Insel nicht verlassen sollst. Also, diesmal sind es fünf Tage!“

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte sich Klotildis und ging nach dem Schlosse. Dort stieg sie die Turmtreppe hinauf bis in das oberste Zimmer, einen engen sechseckigen Raum, der vier kleine schief-schartenartige Fenster hatte.

Eine alte Wärterin steckte den Kopf zur Thür herein:

„Wieder einmal?“ fragte sie mitleidig.

„Ja,“ entgegnete Klotildis, „fünf Tage! Geh!“ —

Das war nun Klotildis' Gefängnis. Achtmal hatte sie hier schon „geschmachtet“; fünfmal je einen Tag, dreimal je drei Tage. Und nun fünf Tage. Das war hart. Aber Klotildis widersetzte sich nicht, heulte und murrte nicht, sondern saß schlicht und recht ihre Strafzeit ab. Nur eines litt sie nicht: daß von außen die Thür zugesperrt wurde. Sie riegelte die Thür selbst von innen ab.

Das fünfte Kapitel.

Es war Ernte im Land. Überall rauschten Sichel und Sense durch die bleichen greisen Halme und legten sie zu Boden. Der eine Schnitter aber kehrte leer heim von der Insel; seine Saat war noch nicht reif gewesen.

Günther genas. Die Wunde verharschte, und er fühlte seine Kräfte wiederkehren. Als er sich aber nach vier Wochen das erste Mal vom Lager erheben wollte, konnte er nicht recht gehen. Die Blinde und Fridolin mußte ihn stützen, und er war froh, als er nach einigen Schritten wieder im Bette lag.

„Es hat mich doch sehr mitgenommen,“ seufzte er; „ich werde wieder gehen lernen müssen, wie ein kleines Kind.“

„Ja, Ihr habt Euern Besuch auf der Insel teuer bezahlen müssen,“ entgegnete sie. Er schüttelte leise den Kopf und griff nach ihrer Hand.

„Es ist schön hier,“ sagte er langsam. „Seltsam schön! Was nützt es dem Menschen, wenn alle seine Tage ruhig und friedlich dahintrinnen, einer wie der andere, farblos und ohne eigene Art, und wenn er

am Schlusse seines Lebens zurückschaut wie auf einen glatten grauen See, von dem sich nichts abhebt! Ich möchte nicht so leben. Ich brauche Inseln und brauche auch Sturm und Welle.“

„Inseln!“ sagte sie. „Inseln hat jedes Leben, auch das ärmste, Punkte, an denen einmal das Schiffelein angehalten hat und zu denen der Blick manchmal zurückgeht, auch wenn sie schon ganz in verdämmern-der Ferne liegen. Das schlimmste ist, wenn es eine Insel der Seligen war, und wenn das rückblickende Auge über dem Hafeneingang ein schwarzes Kreuz ragen sieht: Keine Wiederkehr!“

Er wußte, daß sie ein schweres Herzeleid niederdrückte, aber er fragte nie nach ihrem Kummer. — —

Die Tage gingen friedlich dahin. Der September war gekommen. Das Licht draußen über der Wiese war kühler, leidenschaftsloser geworden. Die Schwalben in der Luft riefen ihre Abschiedsgrüße, und eine Sonnenrose neigte ihren blonden Kopf und schaute zum Krankfenster herein. Günther saß in einem Lehnstuhl, den ihm die Blinde verschafft hatte.

„Es wird Herbst!“ sagte er und blickte nach dem Fenster.

„Das ist gut,“ erwiderte sie; „mir tut die Sonne weh; mir tut alles weh, was licht und freudig ist.“

Da fragte er doch einmal.

„Warum seid Ihr gar so verbittert, Madeleine?“

Der Mensch muß seine Blicke doch auch von einem schwarzen Kreuz losreißen können. Ich kenne Frauen, denen Mann und Kinder starben, und die doch tapfer weiterleben ohne Groll und Verbitterung, ja, die in tiefer Not und Armut weiterleben und doch manchmal lächeln.“

Ihre toten Augen glänzten auf, und sie sprach mit einer Stimme, die verändert und rauh klang:

„Sterben dürfen sie! Warum sollen sie nicht sterben? Alle müssen wir sterben. Es wäre feig, darüber ein endloses Geheul anzuschlagen. Aber, seht Ihr, ermordet dürfen sie nicht werden, nicht von denen ermordet, die ihnen am nächsten stehen. Das ist kein Tod, den man überwindet, das ist kein Leid, das man vergißt, das ist ewiger Gram, ewiger Haß, ewiger Fluch!“

Er beugte sich vor und ergriff sie am Arm. Ruhig und energisch sagte er:

„Madeleine, nun werdet Ihr mir alles sagen! Alles! Es ist nicht plumpe Neugier, daß ich frage, es ist mein Recht. Ihr habt mir wohl getan, und ich muß Euch auch wohlthun, und sei es bloß, daß ich Eure Geschichte anhöre.“

Sie lehnte am Fenster mit dem Rücken gegen das Licht und sagte mit gewaltsam erzwungener Ruhe:

„Ja, ich will es Euch sagen; ich hab' Euch schon so viel vorgewimmert, daß Ihr wirklich ein Recht habt,

alles zu erfahren. Ich werde es ganz kurz erzählen, weil es sich richtig doch nicht erzählen läßt. Man kann das nicht in Worte fassen, was in Tausenden von Tagen und Nächten im Herzen geschehen ist.

Ich bin die Schwiegertochter des Grafen Raimund. Sein Sohn Albert war ein guter Mensch. Kein Flecken verunstaltete ihn. Ich war mit meinen Eltern von Frankreich nach Wien gekommen. Mein Vater war Diplomat. In Wien bin ich aufgewachsen und darum mehr eine Deutsche geworden als eine Französin. Im Jahre 1802 lernte ich Albert kennen, 1803 heirateten wir. Es wurde uns ein Mädchen geboren. Ich nannte es Albertine. Ich wußte keinen schöneren Namen als den meines Mannes, und das Kind war ja auch ganz wie er.“

Sie machte eine lange Pause. Dann fuhr sie versonnen, wie in tiefer Erinnerung versinkend, fort:

„Es gibt ein schönes deutsches Volkslied, das habe ich einmal mit Albert an dem Bettchen unserer Kleinen gesungen:

„Abends, wenn ich schlafen geh,
Vierzehn Englein um mich stehn —“

Wenn ich einmal sterbe, mögen die vierzehn Englein kommen und mir dieses Lied singen.“

Sie begann bitterlich zu weinen. Günther sagte mitleidig:

„Madeleine, erzählt ein andermal weiter; es greift Euch zu sehr an!“

Sie faßte sich.

„Mein,“ sagte sie, „es ist ja nur das Schöne, über das man weinen kann, nicht das Häßliche, und das Schöne ist schon alle.“

Ihre Stimme wurde wieder gleichförmiger.

„Der elende Krieg begann. Napoleon kam nach Osterreich. Mein Mann, der Offizier war, mußte fort. Er zog gegen mein altes Vaterland, Frankreich; aber ich dachte nicht an Frankreich, ich dachte nur an meinen Mann!“

Sie ging durch die Stube. Dabei brach sie in ein krankhaftes, spitzes Lachen aus. Er sah sie verwundert an. Diese Frau war mit einem Mal eine andere.

„Wißt Ihr, was mein Mann getan haben soll? Eine Festung, die er mitverteidigte, soll er verraten haben, ein elendes Nest, das sowieso gefallen wäre, soll er dem Feind ausgeliefert haben, weil er — weil er eine französische Frau hatte und weil diese Frau angeblich maßlos ehrgeizig war und ihr Glück von Napoleon erhoffte — von Napoleon, sie, die Albert und Albertine hatte!“

Sie kehrte ans Fenster zurück, und fuhr anfangs in ruhig berichtendem Ton, aber immer leidenschaftlicher werdend, fort:

„Sie stellten Albert vor ein Kriegsgericht. Sie

verurteilten ihn zum Tode. Haha! Natürlich zum Tode. Zu was sonst, zu was sonst? Das Urtheil wurde dem Kaiser vorgelegt, weil es sich um einen aus den ersten Familien des Landes handelte. Der Kaiser Franz — Gott segne ihn! — wollte Gnade walten lassen. Er stellte es Alberts Vater frei, die Umwandlung der Todesstrafe in zwanzigjährige Festungshaft zu erbitten. Und der Vater stellte die Bitte nicht! Stellte die Bitte nicht, die Bitte nicht! Ließ ihn erschießen und hätte es mit einem Wort machen können, daß sein Herz noch schlug und seine schönen Augen noch leuchteten. Tat es nicht! ließ ihn ermorden! ließ sein Blut versprizen! Und stellt sich heute noch hin und sagt: Es war recht! — und lügt und faselt von Ehre und solchem Dreck! Wenn ich ihn aber frage: Was hat Bayerns Kurfürst getan? Was hat der Württemberger getan, der von Baden, der von Hessen, alle, all' die treuen deutschen Fürsten — haben sie nicht Kaiser und Reich, Land und Leute, deutsche Art und deutsches Blut an Napoleon verraten um Titel und Geld, und sind sie erschossen worden oder leben sie nicht in Gold und Glück, und würde der strenge Herr Graf Raimund nicht vor diesen Verrätern laßbuckeln, wenn er ihnen begnete? Wenn ich so frage — weiß er keine Antwort, die Memme, und wenn ich ihm die heilige Wahrheit ins Gesicht schreie: Albert war nie ein

Berräter; auf Lüge und Trug hin ist er schimpflich gemordet worden, er, dessen Treue über der Treue der deutschen Fürsten war, dann sagt er: Nein! und schändet das Andenken des Toten! O Wahn, o du elender Wahn! Hätte er ihn leben lassen! Zwanzig Jahre sind keine Ewigkeit — sieben Jahre sind schon vergangen — noch dreizehn Jahre — nur noch dreizehn Jahre — und er käme wieder! — — Sagt mir, Ihr, der Ihr ein Fremder, ein ganz parteiloser Richter seid, sagt mir, tat der Graf recht?"

Günther sah sie an und sagte:

„Nein, er tat nicht recht!“

Da seufzte sie tief auf.

„Er tat nicht recht!“

Wie ein Dank aus tiefverwundetem Herzen klangen die Worte.

„Erzählt weiter,“ sagte Günther bewegt, „erzählt von Euch selbst!“

„Was sie mir getan haben, kommt gegen das Verbrechen, das sie an Albert verübten, nicht in Betracht. Sie haben mir erst Wochen nach dem Tode Alberts Nachricht gegeben. Als ich auf den kleinen Kirchhof kam, wo sie ihn verscharrt hatten, waren dort einundfünfzig frische Kriegergräber. Niemand konnte mir sagen, in welchem Grab Albert liegt. So gehe ich alljährlich am Todestag auf den Kirchhof und schmücke die einundfünfzig Gräber, und da ist das seine dabei.“

Günther sah sie mit innigem Mitleid an und sagte milde:

„Madeleine — was sind Gräber? Laßt Euch etwas von mir erzählen. Mein liebster Bruder versank im Meer. Ich bin mit meinem Vater nach der Stelle gefahren, wo er unterging, und unsere Liebesgedanken tauchten hinunter durch den unergründlichen grünen Glast auf ein unbekanntes Land tief unter den Fluten, und ich sagte zu meinem Vater: Zwischen zwei Hügeln wird er liegen, überdeckt von seltsamen Pflanzen und wunderbaren Knospen, die keines Menschen Auge jemals sah; dort wird er schlafen, und Gottes Auge dringt auch bis zu ihm. So sagte ich meinem alten Vater. Vielleicht war's anders. Ein häßliches Bild mag ich mir nicht malen; ich hatte den Bruder zu lieb. Vielleicht ist sein Leichnam tausend Meilen weit geschwommen bis an ein fernes Gestade, der Dünenstrand hat ihn bedeckt, und ein fremdes Mädchen sitzt ahnungslos auf seinem Grabe und singt ein Lied. Was sind Gräber, Madeleine?“

Sie ließ sich nicht ablenken, sie hörte wohl kaum zu.

„Gräber sind viel!“ sagte sie. „Sind viel für eine Frau! Sind manchmal der einzige gebliebene Zufluchtsort der Liebe und Sehnsucht eines ganzen Lebens. Ich habe noch ein zweites Grab auf jenem Friedhof. Da liegt die kleine Albertine darin. Ich hatte sie selbst genährt und ich habe nicht aufgehört

damit, als all der Jammer, der Haß, die Galle über mich gekommen war — und da habe ich mein Kind mit der eigenen Muttermilch vergiftet — es ist drei Monate nach seinem Vater gestorben.“

„Armes Weib!“

„Ich habe es dort begraben, und nun bilde ich mir ein, das von den einundfünfzig Gräbern, das dem Kindergrabe am nächsten ist, muß Alberts Grab sein, und ich lege immer zwei Kränze darauf.“

Günther litt unter der schweren Unterredung.

„Warum bleibt Ihr auf der Insel, wenn Ihr den Grafen so haßt, warum hier auf diesem öden Eiland? wo die tiefe Einsamkeit Euer Leid doch noch unerträglich machen muß?“

Sie antwortete nicht sogleich; dann sagte sie:

„Ich habe nur noch eine einzige Aufgabe auf der Welt zu erfüllen, und die kann ich nur hier lösen — ich muß Rache nehmen! Oder würdet Ihr Euch in meinem Falle nicht rächen?“

Sie stellte die Frage kurz und scharf.

„Ich würde mich auch rächen,“ sagte er. „Ihr habt schon gesehen, daß ich mir nichts Unrechtes gutwillig gefallen lasse!“

Da reichte sie ihm die Hand.

„Es ist wie ein Wunder — ich gewinne vielleicht einen Freund —“

„Ja, Madeleine, das könnt Ihr glauben, daß ich Euer aufrichtiger Freund bin!“

„Ich weiß es,“ sagte sie dankbar; „es ist das erste Glück, das mir seit vielen Jahren begegnet.“

„Richtet sich Eure Rache nur gegen den Grafen?“

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Züge wurden wieder ganz von Gefühlen des Hasses beherrscht.

„In erster Linie gegen den anderen, gegen den Schuft, gegen den, der auch Euch —“

„Ah — den Oberst?“

„Ja! Ich kann es ihm noch nicht beweisen, daß er — er — Alberts Tod verschuldet hat. Was nützt es, wenn der Beweis mit noch so brennender Schrift im Herzen eines Weibes geschrieben steht? Niemand glaubt daran. Es müssen andere sichtbare Beweismittel sein. Ich werde sie finden, und dann sei Gott dem Schurken gnädig!“

„Der Oberst war mit Eurem Mann bekannt?“

Sie stieß wieder das spitze franke Gelächter aus.

„Sein Freund war er! Sein bester Freund! Und seht Ihr, darum wollte er ihm heimlich erst die Braut abwendig machen — mich — mich! Und machte auch vor der Ehe nicht halt — mich — mich — wollte er — und da mußte der andere fallen. Er hat die Intrige gegen meinen Mann gesponnen, er hat auch bei der Exekution kommandiert.“

„Das sind sehr schwere Anklagen!“ sagte Günther

ernst. „Führt Euch Euer Schmerz nicht irre, Madeleine? Ein Mensch ist doch kein Teufel! Ihr aber schildert einen Teufel!“

Ihr Gesicht blieb hart.

„Zweifelt auch Ihr? Weil es eben so gemein ist? Ein Mensch ist kein Teufel? Es wäre unmöglich? Wäre übertrieben? O, Ihr seid doch ein Mann, der die Geschichte studiert hat. Kennt Ihr solche Schurkerei nicht? Ich weiß nicht viel von geschichtlicher Wissenschaft, aber ich kenne wenigstens die Geschichte von David und Urias.“

„Es ist richtig,“ sagte er langsam; „es ist richtig! Es gibt solche Fälle. Sogar viele! Habt Ihr dem Grafen das alles gesagt?“

„Alles! Alles, was ich wußte und was ich erfahren hatte. Er glaubt es nicht; er läßt sich von jenem Schuft umgarnen. Ihr seht ja, der lebt bei ihm, der wohnt bei ihm im Schloß. Ja, der Graf rechnet es ihm hoch an, daß er den Mord mit ruhiger Kommandostimme befohl. Er nennt das deutsche, soldatische Art. Pflichterfüllung auch am schwersten Platz. Der Idiot, der kaiserlicher sein wollte als der Kaiser, deutscher als die deutschen Fürsten und der unwäterlicher war als der roheste Kinderquäler! Im Grunde genommen ist der Graf nicht besser als der Oberst, er ist nur dümmer!“

Günther schüttelte den Kopf.

„Wenn wir Freunde sein sollen, Madeleine, so müßt Ihr einen Widerspruch von mir hinnehmen können.“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt — schenkt es Euch! Ihr wollt sagen, daß viele, sehr viele deutsche Edelleute genau so gehandelt hätten, wie Graf Raimund.“

„Ja,“ sagte Günther; „zum Beispiel mein Vater! Ihr würdet vielleicht, wenn Euer Herz nicht so wund wäre, auch zugeben, daß es doch immerhin etwas Großes ist, wenn einer das Vaterland so hoch über die Familie stellt, wenn er glaubt, daß sich ein Verrat am Vaterland nur durch den Tod dessen sühnen läßt, der ihn beging.“

„Und die Rheinbundsfürsten?“ sagte sie bitter.

„Die Fürsten? Ja, die Fürsten, wer kann etwas gegen sie tun? Ich gebe Euch mein Ehrenwort: wenn ich jene Fürsten, die Kaiser und Reich verrieten, in meiner Gewalt hätte, ich ließe sie samt und sonders aufhängen. Heute noch! Ohne mit der Wimper zu zucken! Aber ich habe sie nicht, und der Kaiser hat sie nicht. Und sie haben immerhin die Ausrede der Staatsraison. Sie können behaupten, daß sie nicht aus ehrloser Selbstsucht, sondern aus dem übermächtigen Gebot zwingenden Volksinteresses gehandelt haben. Völker haben ein anderes Recht als Privatleute.“

Sie wandte sich ab.

„Ihr sprecht wie alle Männer!“

„Ja,“ sagte er; „und Ihr sprecht wie ein in seinen heiligen Rechten gekränktes Weib. Und darum verstehe ich Euren Standpunkt, ja, ich billige ihn.“

„Warum?“

„Weil Ihr sagt, daß dem an sich richtigen Ehrenstandpunkt ein Unschuldiger auf der einen Seite durch gemeinen Betrug, auf der anderen Seite durch verächtliche Leichtgläubigkeit zum Opfer gebracht wurde.“

„Und weil Ihr mir glaubt?“

„Ja. Ihr könnt nicht lügen!“

Sie seufzte tief auf.

„So ist alles gut!“

Sie schwiegen lange. Draußen sangen die Schwalben: Kommt fort! Der Sommer ist tot! Die Sonne wird kalt. Es bleicht das Feld. Kommt fort! Die Wolken ziehn! Die Ferne winkt! Schön ist die Ferne! Schön ist das südliche Land! Hier wohnt der Kummer! Kommt fort! —

Neben der Sonnenrose, die neugierig durchs Fenster sah, tauchte ein zweites neugieriges Gesicht auf — das von Klotildis.

„Was willst du hier?“ fragte Madeleine streng, als sie das Mädchen bemerkte.

„Reingucken!“ antwortete Klotildis gleichmütig. „Ich

bin ja vier Wochen nicht hier gewesen, da kann ich doch wohl mal gucken.“

„Geh deiner Wege — wir brauchen dich nicht!“ sagte Madeleine unfreundlich. Doch Günther widersprach ihr:

„Wenn es der jungen Gräfin Vergnügen macht, soll sie doch hereinschauen.“

„Vergnügen macht es mir gar nicht!“ sagte Klotildis gereizt. „Aber ich will Euch bloß was sagen: Wie Ihr damals habt sterben wollen, weil Euch — hihhi — weil Euch der Oberst so verwalzt hat, da hab' ich Euch einmal gepflegt, und da hab' ich gesagt, Ihr sollt ein Abschiedswort an die Welt sagen, und da ist Euch bloß so was Dummes eingefallen, daß Ihr den Fischer Rajetan ans Tischbein gebunden habt, und da hab' ich ihn losgemacht und hab' dafür fünf Tage lang brummen müssen, und Rajetan muß jetzt noch die Schrotmühle drehen und ist bald tot davon. Das war eine Gemeinheit von Euch, und ich wünsche Euch gute Besserung!“

Sie wandte sich um und pfiß. Ihre Fuchsstute kam herbeigetrabt; sie schwang sich auf und ritt davon.

„Eine Wilde,“ sagte Madeleine.

„Warum läßt sie der Graf so aufwachsen?“ fragte Günther. „Rajetan erzählte mir, sie könne nicht einmal lesen.“

„Sie kann es in der Tat nicht,“ erwiderte Made-

leine. „Sie war zehn Jahre, als sie auf die Insel kam, und hatte soviel Kenntnisse, wie Kinder mit zehn Jahren haben. Aber sie hat alles verlernt. Sie lebt wie eine Wilde.“

„Warum?“

„Weil der Graf seine Familie haßt. Weil er sie für schlecht, für minderwertig, für ausrottungswürdig hält. Das Schicksal seiner Mutter, das Ihr kennt, beherrscht ihn. Weil die Mutter schlecht war, sagt er, zeige sich das an den Enkeln. Der Sohn wurde erschossen, die Tochter wächst auf wie Unkraut im Wald. Er hat sie mitgenommen in diese freiwillige Verbannung, und hier soll sie ohne Unterricht, ohne Liebe, ohne Ehe ihr Leben beschließen, damit der geschändete Name ausstirbt.“

„Der Graf will also etwas bis zur letzten Konsequenz verfolgen und gerät dabei naturgemäß in Unsinn. Tut Euch das Mädchen nicht leid, Madeleine? Sie ist doch sehr frisch und unverdorben.“

„Sie ist nicht unverdorben. Wohl, was man so unverdorben bei einem Mädchen nennt, das schon, das natürlich. Aber sie ist in der Lehre des Obersten und ihres Vaters. Sie hat abscheuliche Ansichten vom Leben.“

„Sie wird die Ansichten haben, die man ihr beibringt, Madeleine, wie alle jungen Menschen. Und wenn die Erziehung so falsch ist, warum helfst Ihr

dem Mädchen nicht? Es ist doch immerhin die Schwester Eures Mannes.“

Madeleine senkte den Kopf.

„Sie spricht gegen ihren Bruder; — das macht sie mir fremd und nicht liebenswert. Sie sagt bloß nach, was sie hört, das weiß ich; aber es trennt sie von mir. Ich kann sie auch nicht brauchen. Ihre Lustigkeit quält mich, wie mich das Sonnenlicht quält; ich kann sie nicht brauchen für meine Trauer und nicht für meine Rache. Sie soll lachen und reiten und ihre Possen treiben — ich habe anderes vor.“

„Diesen Standpunkt bedauere ich, Madeleine. Ihr solltet das Mädchen für Euch retten, und sei es auch nur, um dem Alten das Konzept zu verderben und einmal etwas anderes zu denken als Euer Leid und Eure Rache. Ihr solltet Klutildis an Euch heranziehen.“

„Habt Ihr Sehnsucht nach Ihr?“ fragte sie etwas spöttisch.

Günther lachte herzlich.

„Ganz gewiß nicht! Was soll ich nach einem solchen weiblichen Hanswurst Sehnsucht haben? Und Ihr wißt ja auch, meine Zeit auf der Insel läuft ab. In einigen Tagen muß ich fort.“

„Ihr seid noch viel zu schwach.“

„Nicht zu schwach, um bis nach der nächsten Stadt

zu gelangen und mich da vollends zu erholen, ehe ich weiterreise.“

„Wo wollt Ihr eigentlich hin?“

„Ja, das weiß Gott. Fragt die Schwalbe, wo sie hin will, sie weiß es; fragt die Wolke, sie weiß es nicht. Ich bin wie die Wolke; wo mich der Wind hintreibt, dahin will ich. Ich habe da höchstens Vermutungen. Ich vermute, daß ich im Herbst in Italien und im Winter irgendwo bei den Türken sein würde. Es kann aber auch alles ganz anders kommen.“

„Bleibt den Winter über hier!“ brachte sie heraus. Er war verwundert.

„Hier auf der Insel? Ihr wißt doch, daß ich mich eingeschlichen habe und merkwürdig genug bewillkommenet worden bin. Sobald ich irgend dazu fähig bin, muß ich natürlich gehen. Der Graf würde mich doch nicht einen Tag länger dulden.“

„Er muß! Er muß, wenn er kein Feigling ist!“ sagte sie, wieder leidenschaftlich werdend. „Ich habe endlich einen Freund gewonnen, einen Mann, der zu mir hält gegen die anderen. Der Graf kennt unsern ungleichen Kampf, er muß mir Euren Beistand auf einige Monate lassen —“

„Wollt Ihr denn, daß ich ihm alles sage?“

„Ja, sagt es ihm, und dann wollen wir sehen, was er tut!“

Er sah sie unentschlossen an; da hob sie bittend die Hände gegen ihn.

„Bleibt hier — nur ein paar Monate — sei es auch nur bis Weihnachten! Ein ganz leises Sicherheitsgefühl habe ich wieder einmal gewonnen. Nehmt es mir nicht schon wieder, laßt mich nicht wieder in dieser schrecklichen Einsamkeit!“

Er war so erstaunt, daß er noch immer keine Antwort fand; da sprach sie weiter:

„O, ich weiß, es ist ein schweres Opfer, das ich von Euch verlange — Ihr seid jung — wollt in die Welt —“

Nun unterbrach er sie.

„Nein, Madeleine, ein Opfer wäre das nicht. Ich bin so ein Stück Dichter oder Abenteurer, wenn Ihr wollt. Das hausbackene Leben, die Geschehnisse, die sich so glatt abhaspeln wie ein Faden von einer Spule, die reizen mich nicht. Und die suche ich auch nicht. Das Leben auf dieser geheimnisvollen Insel hätte schon großen Reiz für mich, und die Welt läuft mir ja nicht fort!“

„So bleibt hier! O, so bleibt hier!“

„Ja!“ sagte er entschlossen, „ich will hierbleiben, wenn der Graf den sonderbaren Gast duldet.“

— — — — —
Noch am selben Tage kam die Entscheidung. Es war gegen Abend; die Blinde war nach Haus ge-

gangen, Günther war allein. Fridolin schwang draußen vor der Haustür seinen Schusterhammer. Da trat Graf Raimund zu Günther ins Krankenzimmer. Er richtete seine spärlichen, unerläßlichen Besuche immer so ein, daß er die Blinde nicht antraf. Heute grüßte er stumm, untersuchte Günther und sagte dann:

„Morgen könnt Ihr abreisen. Der Polizist Lukas wird Euch auf einem Kahn bis zur Stadt rudern. Da habt Ihr keine Erschütterungen auszustehen, und in der Stadt könnt Ihr Euch weiterhelfen. Es ist dort ein Hospital zum heiligen Borromäus.“

„Ich danke Euch für Eure Fürsorge, Herr Graf,“ antwortete Günther; „aber wenn Ihr es gestattet, möchte ich noch einige Zeit hier bleiben.“

Der Graf sah ihn überrascht an.

„Ich will alles ohne Hinterhalt und ohne Umschweife erklären,“ fuhr Günther fort; „Gräfin Madeleine, Eure Frau Schwiegertochter, hat mir ihre Geschichte und die ihres Mannes erzählt. Sie hat mir auch gesagt, daß sie auf dieser Insel bleiben wird, bis sich die Unschuld ihres Mannes herausgestellt haben wird, und sie hat mich gebeten, ihr bei diesem Unterfangen auf einige Monate Beistand zu leisten.“

Der Graf schlug ein lautes Gelächter an.

„Das ist ein köstlich Ding — ein köstlich Ding!“

rief er. „Wer seid Ihr, daß Ihr Euch für eine solche Aufgabe eignet?“

„Nun,“ sagte Günther ruhig, „ich bin Jurist. Das hat aber für den Fall wenig zu sagen. Ich bin Offizier, das hat auch wenig zu sagen. Aber ich bin ein deutscher Edelmann, und das sagt alles!“

„Meint Ihr, daß es auf dieser Insel außer Euch keinen deutschen Edelmann gibt?“ fragte der Graf. Günther wich der Frage nicht aus.

„Es gibt auf dieser Insel keinen, der sich dieser mißhandelten Frau annimmt!“

„Herr! Was erdreistet Ihr Euch? Gelüstet es Euch denn nach einem neuen Duell?“

„Ich stehe zur Verfügung,“ sagte Günther, „sobald Eure ärztliche Weisheit konstatiert haben wird, daß ich wieder kampffähig bin, oder besser gesagt, sobald ich das selber fühlen werde!“

Der Graf schlenkerte mit den Händen durch die Luft.

„Nein! Nein! Unsinn! Ihr seid irre geführt! Es ist ja kein schlechtes Zeichen für Euch, daß Ihr einer Dame, die Euch um Hilfe bittet, beistehen wollt. Darum will ich mit Euch über die Sache, die Euch nichts angeht, sprechen. Ihr seid irreführt, Herr. Die Frau, der Ihr dienen wollt, ist nicht bei klarem Verstand.“

„Das wäre kein Wunder,“ sagte Günther kühl; „aber ich kenne sie nun seit Wochen und habe mein

eigenes Urtheil. Sie ist so verständig wie Ihr und ich. Und sie ist im Recht!"

Er sprach die letzten Worte in sehr festem Ton.

In dem Grafen ging ein schwerer Kampf vor sich. Er setzte sich auf einen Stuhl, Günther gegenüber, senkte den Kopf und knetete die weißen Hände durcheinander.

„Im Recht! — — Wenn das wahr wäre — dann — dann — — — Ihr wißt nun alles — und ich muß die Toten — die Gerippe aus den Särgen zerren — — — um zu beweisen — — — Oh, nein, ich kann ja nicht das alles wiederholen — — — eines aber will ich Euch sagen, mein Herr — — — über meinem Schreibtisch hängt eine Zeichnung unter Glas und Rahmen — — — sie stellt das Einfallstor einer deutschen Festung dar — — — es sind Erklärungen, Erläuterungen darauf geschrieben — — die Zeichnung ist seinerzeit einem französischen Spione abgenommen worden — — — und die Zeichnung und die Schrift ist — von dem Manne jener Frau!"

Günther fand nicht gleich eine Erwiderung.

„Hat sie Euch das auch gesagt?“ fragte der Graf.

„Nein!“ sagte Günther.

Er war betroffen und sah scheu auf den Grafen, der seinen Gram und Groll also lebendig hielt.

„Herr Graf,“ sagte er endlich, „es genügt natürlich ein Wort von Euch, daß ich die Insel noch heute

verlasse. Nur unter der Voraussetzung Eurer Zustimmung gab ich Gräfin Madeleine meine Zusage.“

Der Graf sah ein Weilchen wie abwesend vor sich hin; dann sagte er mit einem geringschätigen Lächeln:

„Diese Zustimmung habt Ihr. Ich verspreche Euch sogar, niemand zu sagen, warum ich Euch die Erlaubnis gab, hierzubleiben; ich will Euch Eure Aufgabe nicht schwerer machen, als sie schon ist.“

Das sechste Kapitel.

Noch vor Tag- und Nachtgleiche war Günther wieder völlig gesund. Seine treue Pflegerin war verschwunden. Sie hatte sich in das finsterste Gemach ihres Hauses zurückgezogen, denn ihre Augen vertrugen das Licht nicht mehr. Auch von seinem Wirt, dem wehleidigen Schusterlein, nahm Günther Abschied.

„Meister,“ sagte er, „ich habe nun lange Zeit in Eurem Bett gelegen, und Ihr habt schlecht und hart an der Erde schlafen müssen.“

„Ja! Ja! Nein! Nein!“ schluchzte der Schuster gerührt.

„So nehmt nun dieses Geld als Dank von mir.“

„Geld dürfen wir nicht haben, gnädiger Herr!“

„Ach so,“ meinte Günther, „ich hörte schon einmal davon. Ich habe leider nichts anderes, womit ich mich erkenntlich zeigen könnte, als Geld.“

Er wollte die Dukaten wieder einstecken; aber der Schuster haschte nach seiner Hand und sagte:

„Wenn Ihr mich nicht verraten wollt, kann ich es gern nehmen.“

„Ja, wo werde ich Euch verraten Meister! Nehmt also das Geld! Habt Ihr schon mehr gespart?“

Das vertrauensfelige Männchen zwinkerte mit den Augen.

„Man sieht sich vor! Hier auf der Insel brauche ich kein Geld. Ich muß zwar für alle Inselleute umsonst schustern und bekomme dafür keinen Lohn; aber ich habe alles, was ich brauche. Wenn ich jedoch einmal von der Insel fort müßte — wieder in die Welt hinaus — dann — nur für diesen Fall spare ich mir heimlich etwas. Ich werde Euch meine Sparbüchse zeigen.“

Im Winkel lag eine Menge alter Schuhe, Leisten und Leder zu einem Hügel getürmt. Der Schuster wühlte mit der Hand hinein und zog einen großen Leisten hervor.

„Das ist meine Sparbüchse,“ sagte er. „Ich habe sie mir selber gemacht. Wie sie geöffnet wird, kann ich auch Euch nicht sagen, obwohl ich Euch vertraue. Ich bin vorsichtig geworden, und Ihr müßt mir das nicht übelnehmen.“

Günther lächelte über den kuriosen Alten. Der drehte sich weg von ihm, ging ein bißchen abseits und kam bald mit dem geöffneten Leisten zurück.

„Sehet Ihr, das ist mein Geld!“

Es lagen einige Taler und ein Goldstück in dem hohlen Leisten.

„Ihr zeigt diese Sparbüchse hoffentlich sonst niemandem,“ sagte Günther.

„Oh,“ meinte der Schuster pfiffig, „gezeigt habe ich sie schon diesem und jenem, aber keiner weiß, wie sie aufgeht. Und das ist die Hauptsache!“

Günther ließ ihn bei dieser Ansicht. Er war aber neugierig geworden und fragte:

„Wenn Ihr nun niemals für Eure Arbeit mit Geld bezahlt werdet, wie gelingt es Euch dann, zu sparen?“

Der Schuster antwortete mit einer Gegenfrage.

„Bleibt Ihr sehr lange auf dieser Insel, gnädiger Herr?“

„Ich weiß nicht, wie lange; keinesfalls aber länger als ein halbes Jahr.“

„So kann ich es Euch schon verraten,“ meinte der gutmütige Schuster, „denn dann ist es nicht gefährlich. Seht, wir treiben fast alle ein wenig Handel. Wir haben so viel an Obst, Gemüse, Getreide, Wild und Geflügel, daß wir es nicht allein verzehren können. Den Ueberschuß verkaufen wir nach der Stadt.“

„Ohne Wissen des Grafen?“

„Oh! Wenn der es erführe, der schläg' einen tot.“

„Und wer bringt Euch die Ware auf den Markt?“

„Kajetan.“

„Ah — der Inselwächter?“

„Ja, er! Aber er verlangt von dem Gelde, das er markt, neunmal den zehnten Teil für sich.“

„Der Spitzbube.“

Der Schuster seufzte.

„Ja, er ist ein großer Spitzbube! Aber er hat uns alle in der Hand. Denkt nur, wenn er mal was verriet! Damit droht er immer. Wie er jetzt hat die Handmühle drehen müssen, weil er Euch eingeschmuggelt hat, hat er sie gar nicht gedreht. Wir haben sie drehen müssen.“

„Wer?“

„Nun, ich — der Müller, der Schneider, der Weber, die Bauern. Jeder mußte am Tag eine Stunde für ihn drehen, und ein anderer mußte aufpassen, daß keine Revision dazu kam. Der Filou hat derweil geschlafen.“

„Ja, um des Himmels willen, warum tut Ihr denn das?“

„Er schafft uns sonst keine Ware mehr fort; er bringt mir keinen Schnupftabak und den anderen keinen Branntwein, und er verrät uns.“

„Das kann er doch gar nicht; denn da verriet er sich ja selbst.“

Der Schuster stutzte.

„Das ist richtig,“ sagte er betroffen; „daran hab' ich noch nicht gedacht. Das nächste Mal werde ich ihm

austrumpfen und ihm bloß noch achtmal den zehnten Teil ablassen.“ — — —

Von draußen drang ein krächzender Gesang herein. Eine Männerstimme sang ein Schelmenlied, und bald darauf sah man auf der Wiese einen hageren, großen Mann, dessen Arme Räder schlugen und dessen Beine einen närrischen Tanz ausführten. Der ganze Körper drehte und bog sich, und die weiten Kleider schlotterten um den Tanzenden.

„Berrückt!“ sagte der Schuster und tippte sich an die Stirn. „Es ist der Narr!“

Der Tanzende kam herbei und schaute durchs Fenster.

„Ist der neue Jäger noch hier?“ krächte er und schob die Augenbrauen hoch. „Ei, da steht er ja in seiner Pracht und Herrlichkeit! Komm heraus, du schöner Jägersmann! Zieh' in dein Haus! Es ist schon festlich geschmückt von großen Künstlern, und du sollst kommen und anstaunen, was Polihymnia dir zugerichtet hat. Und du sollst die Ehrenjungfrau sehen, die dich erwartet, und sollst sie küssen!“

Er fing medernd an zu lachen.

„Ist er betrunken?“ sagte Günther leise.

„Es ist der Narr!“ flüsterte Fridolin.

„Komm heraus!“ lockte der Mann vorm Fenster.

„Wir werden gehen, wir können uns nicht länger verweilen.“

Und Günther ging, von dem Schuster Fridolin begleitet, hinaus, hin über die Wiese und dann einen Waldweg entlang. Der Narr tanzte vor ihnen her.

„Es kommt die Bundeslade,“ rief er laut, „die Bundeslade und das goldene Kalb, und ich bin David der himmlische Sänger, und ziehe voraus und tanze!“

Die Herbstsonne lachte zu dem Spiel, die Vöglein hielten die Köpfe schief, und die Hasen streckten die Löffel.

„Beugt eure Knie, werfet Euch nieder, denn der da kommet, ist fein und lieblich!

Er kam zur Nachtzeit auf leisem Rahn, und er war ein Held, der zum Kämpfen kam!

Wundert Euch und staunet! Zucket die Achseln und saget: Wir wissen nicht, wer dieser ist!

Erhebet Eure Stimmen und schreiet Bravo!“

So ging der närrische Sprechgesang weiter, und Günther wußte nicht, war es reine Narretei oder gewollter Hohn, was der Tänzer vorbrachte.

Der Graf hatte Günther das leerstehende Jägerhaus zum Wohnsitz bestimmt. Es hatte geheißten, der junge fremde Herr werde noch einige Zeit auf der Insel bleiben, um der Jagd obzuliegen und sich vollends zu erholen. Seit der Zeit waren mehr neugierige Leute um das Schusterhaus geschlichen als sonst. Heute nun sollte Günther in das neue Heim einziehen.

Der Liebesbrunnen tauchte auf. Günther betrachtete den Brunnen und seine Umgebung mit großem Interesse. Hier war es ja gewesen, wo er niedergestossen wurde; auch sollte das Wasserweib, das dicht am Brunnen in einer Hütte wohnte, in Zukunft die nötige Aufwartung und Bedienung für ihn besorgen.

Hoch auf dem emporgestreckten Arm des Brunnenschwengels saß eine Krähe; die stieß ein kurzes, heiseres Gelächter aus, als sie Günther daherkommen sah. Das Wasserweib, eine Greisin, mit kleinen listigen Auglein, stand am Brunnen.

Als sie Günther kommen sah, ergriff sie den Schöpfeimer und ließ ihn in die Tiefe sinken. Der schwarze Vogel erhob sich vom Brunnenschwengel und kreiste in der Runde. Der Eimer tauchte unter und kam gefüllt zurück. Als Günther vollends herangekommen war, schöpfte das Weib mit einem irdenen Töpflein Wasser aus dem Eimer und reichte es Günther:

„Trinkt, gnädiger Herr!“

Günther blieb stehen und sagte mit einem Lächeln:

„Ich hörte doch, Euer Brunnen habe die Zauber-
kraft verloren!“

„Trinket nur!“ sagte sie und lächelte auch.

Da trank er einen einzigen Schluck.

Im Augenblick nachher kam mitten aus einem

nahen Busch, dort, wo gar kein Weg war, Klotildis, das Grafenkind, herausgesprungen und rief:

„Wasserweib, ich habe Durst. Gib mir zu trinken!“

Das Wasserweib hielt ihr dasselbe Töpflein hin und sagte:

„Trinket nur!“

Doch Klotildis faßte Günther ins Auge und fragte:

„Habt Ihr etwa schon von dem Wasser getrunken?“

Er nickte.

„Brrr!“ machte sie und goß das Wasser aus. Darauf spülte sie erst das Geschirr sorgfältig aus, füllte es dann aufs neue und trank in durstigen Zügen.

„Das schmeckt!“ sagte sie und gab dem Wasserweibe das Gefäß zurück. Das Weib lächelte wieder, bückte sich, füllte den Topf mit feuchter, brauner Erde, griff in ihre Tasche und brachte Samenkörnlein daraus hervor, die sie auf die Topferde säete. Indem sie mit ihrem braunen Finger jedes Körnchen einzeln in den lockeren Boden drückte, sang sie leise dazu:

„Wasser vom Trenequell,
Macht alle Liebe hell,
Macht alle Herzen gut,
Nimm sie in starke Hut.
Grünes Blümlein gedeih —
Grün ist die Treu!“

Klotildis brach in ein leises, silberhelles Lachen aus. Dann sagte sie:

„Es ist gut, daß wir beiden keine Platschmäuler sind, sonst könnte dir's schlecht gehen, Dörte! Aber — aber — steht nicht da — lachst nicht da der Narr? Der Spitzbube!“

Sie ging drei Schritte vor, drohte dem Narren mit der Faust und rief:

„Mach', daß du fortkommst, oder ich dresch' dir den Buckel!“

Der Narr schlug ein lautes Gelächter an und fing an zu singen:

„Der Jäger hat gewunken,
Die Jungfrau hat getrunken,
Das Wasserweib ist auch dabei —
Lustig die Jägerei!“

„Hältst du dein Maul, du Halunke!“ schrie Lotildis, erhob einen faustgroßen Stein und schleuderte ihn so geschickt nach dem Narren, daß er ihm unfehlbar an den Kopf geflogen wäre, wenn sich der Bedrohte nicht augenblicks zur Erde geworfen hätte. Er knurrte und lachte noch höhnlisch, dann verschwand er im Gebüsch.

„Er ist ein scheusäliger Kerl,“ sagte Lotildis. „Schade, daß er sich hinwarf. Ich hätte mir's denken und sogleich nach unten zielen sollen.“

Dann wandte sie sich an Günther.

„Wo bleibt Ihr eigentlich solange? Ich hab' mich schon auf der alten Holzbank vor dem Jägerhaus lahm und schief geseffen.“

„Ah —,“ sagte Günther, „Ihr habt doch nicht auf mich gewartet?“

„Was sonst?“ entgegnete sie erstaunt, „denkt Ihr, ich werd' sowas verpassen?“

„Meint Ihr denn, daß es etwas zu erleben gibt, wenn ich in das Jägerhaus einziehe?“

Lotildis schlug die Hände zusammen.

„Nu natürlich! Die ganze Insel lungert schon ums Jägerhaus herum und wartet, daß Ihr kommt. Bloß mein Vater und der Oberst und Madeleine fehlen. Alle anderen sind da.“

„Ich möchte wissen, was es dabei zu sehen gibt,“ sagte Günther verlegen.

„Zu sehen? Sehr pfiffig scheint Ihr nicht zu sein! Da ist erstens die Girlande zu sehen, die ich mit Wanda an Eure Tür gemacht habe. Sie ist meist von Reifig, denn es gibt nicht mehr viele Blumen um diese Zeit. Da, seht her, wie ich mir die Finger zerstoichen habe.“

Sie hielt ihm ihre kleine feste Hand dicht vor die Augen. Er fand sie reizend, ergriff die Hand und wollte sie küssen; aber sie kam ihm zuvor, gab ihm gradwegs einen Nasenstüber und sagte:

„Macht nicht solche Dummheiten!“

Bald darauf lachte sie.

„Ja, gelt, Ihr wundert Euch, warum wir so gut zu Euch sind, wo Ihr es doch gar nicht um uns ver-

dient habt. Aber bei uns ist eben Eigennutz nicht so die Wurzel alles Lebens wie in der Welt!"

Sie machte eine gewichtige Miene, als sie diesen aufgelesenen Satz sprach, der ganz aus ihrer Art fiel, und fuhr fort:

„Kommt jetzt! Die andern warten auch!"

Sie gingen. Im Dahinmarschieren wandte sich Notildis an den Schuster Fridolin, der immer noch anwesend war, und fragte:

„Hast du dem Junker auch deine geheime Sparbüchse gezeigt?"

„Pst! Pst!" machte Fridolin erschrocken. Notildis lachte.

„Der alte Schlingel treibt Handel und hat Geld! Wie alle! Das Wasserweib treibt auch Handel. Sie verkauft Wunderwasser und Blumentöpfchen, die Leute glauben wieder dran. Und wie sie genug Geld hatte, da hat sie etwas sehr Schlaues gemacht. Ihre Tochter wollte nämlich gern den früheren Jäger heiraten. Weil das aber nicht erlaubt ist und weil auch die Alte wegen des guten Geschäfts nicht von der Insel runter wollte, so hat sie sich ganz unschuldig gestellt und die beiden selber beim Inselgericht angezeigt. Die mußten nun fort von der Insel, sie gab ihnen heimlich Geld mit, und wenn sie genug hat, zieht sie ihnen nach."

„Woher wißt Ihr das alles? Das wußte ja nicht

mal Rajetan. Er sagte nur, der Jäger und die Tochter des Wasserweibes hätten fortgemußt und führten ein elendes Leben in der Stadt, weil sie alle Tage arbeiten müßten."

„Ich weiß alles," sagte Notildis.

„Und Ihr verratet nichts an Euren gestrengen Herrn Vater?"

Sie sah ihn mit einem gekränkten Blick an, als wollte sie sagen: Für wie schlecht oder für wie dumm haltet Ihr mich denn? Dann aber machte sie nur eine verächtliche Handbewegung.

„Pah!"

Minutenlang ging sie schweigend neben ihm her. Er hatte sie beleidigt. Da sagte er:

„Ich wollte Euch natürlich nicht kränken! Es ist ja schön, wenn die Leute so großes Vertrauen zu Euch haben. Ich habe mich heute auch gefreut, als mir Fridolin seine geheime Sparbüchse zeigte."

Da schlug sie ein helles Gelächter an. Von vielem Lachen und Richern unterbrochen, sagte sie:

„Seine geheime Sparbüchse! — Die zeigt er jedem! — Jedem, sage ich Euch. Und alle Esel glauben ihm. Ich aber hab' mir gedacht: zeigt er diese Sparbüchse, dann hat er sicher noch eine andere. Und ich habe seinen Leistenhaufen durchsucht."

„Notildis!" schrie der Schuster, der jäh erbleichte.

„Sawohl, Alter," nickte sie gemächlich. „Du hast

noch vier Leisten voll Geld. Und den einen großen mit dem einen einzigen Goldstück, den hast du nur für die Dummen!“

Fridolin ließ den Kopf hängen wie ein Stratege, dessen genialster Feldzugsplan von einem Gegner erraten worden ist. Er begann zu schluchzen und kehrte um. Günther aber, dem zwar die Ausdrücke „die Esel“ und „die Dummen“ etwas in den Ohren brannten, sah doch voll Bewunderung auf dieses junge Mädchen.

„Ich staune,“ sagte er, „daß Ihr so — so — so —“

„Daß ich so durchtrieben bin,“ ergänzte sie. Der Sonnenschein verslog auf einige Momente von ihrem Gesicht; und ihre Stimme klang ernster, als sie sagte:

„Das kommt so von selbst. Wenn man hier auf der Insel ein bißchen Spaß haben will, muß man es sich ergaunern.“

Bei dem Worte „ergaunern“ lachte sie schon wieder. Auf jenem Spaziergang durch den herbstlichen Wald wurde es Günther klar, daß Klotildis ein ungewöhnliches, wertvolles Menschenkind war. Er betrachtete sie von der Seite, und es fiel ihm wieder ihre frische Schönheit auf. Es war nichts in seinem Herzen, was wie Liebe gewesen wäre, aber doch ein warmer Wunsch, dieses sonderbare Kind möge einmal in ein ruhiges Glück hinübergerettet werden.

Der bunte Teppich des Herbstes lag auf dem

Wege, strahlend in der Farbe und doch fein abgestimmt, vielfältig und harmonisch im Muster. Die Luft war voller Würze: weiße Pilze, dunkler Erdboden, goldenes Harz, Tannennadeln und bunte Blätter, kräftiges Rindenholz und ein paar späte Blumen, sie alle mischten ihren Hauch, und die Sonne tauchte ihre Strahlen in diesen Duft des Waldes.

Eine wunderliche Welt war diese Insel. Vielleicht durchschaute das Leben dieser Einsamen niemand besser als das rotwangige Mädchen, das so töricht schien und doch so klug war. Günther dachte über sie nach, wie er so neben ihr herschritt. Er hatte sich von einem simplen Schuster täuschen lassen und hatte es doch übernommen, das schwere Lebensrätsel, das seine Schutzbefohlene Madeleine drückte, zu lösen. Er zweifelte, daß er es fertig bringen werde, und meinte plötzlich, dem feinen, pfiffigen Köpfschen seiner Begleiterin würde die Lösung viel leichter werden als ihm. Da begann er von Madeleine zu sprechen, wie sie ihn gepflegt habe und wie er sie um ihres Schicksals willen bedauere.

Klotildis suchte die Achseln.

„Was kann ich dafür?“

Darüber ärgerte er sich. Er sagte gekränkt:

„Dieser armen Frau ist bitter Unrecht geschehen; ich glaube, das ist für jeden anständigen Menschen Grund genug, sich darum zu kümmern.“

„So seid Ihr also ein anständiger Mensch,“ erwiderte sie anerkennend und ohne Hohn.

Darüber ärgerte er sich wieder, und er fand nicht gleich eine Fortsetzung des Gespräches. Endlich sagte er milder:

„Ich gebe ja zu, Gräfin —“

„Klotildis!“ verbesserte sie ihn.

Er sah sie fragend an.

„Alle Leute sagen Klotildis zu mir, sogar der Schuster. Also sollt Ihr auch Klotildis sagen. Mein Vater sagt, Gräfinnen gebe es nur draußen in der Welt.“

„Schön!“ sagte er. „Ich gebe also zu, Klotildis, daß Eurer großen Jugend das Herzeleid, das Madeleine drückt, fremd sein muß, zumal Ihr damals, als das Schreckliche geschah, noch ein kleines Kind waret. Aber wenn es Euch schon danach gelüstet, herauszubekommen, wo der Schuster sein Geld aufbewahrt oder was das Wasserweib tut, was gebt Ihr Euch denn keine Mühe, zu ergründen, warum eigentlich Euer Bruder ehrlos erschossen worden ist?“

„Warum? Nun, weil er den Kaiser und das Vaterland verraten hat — darum! Es geschah ihm ja recht. Ich hab' einen Ekel vor den Klatschern und Verrätern. Es ist ganz gut, daß er tot ist; ich würde mich nie mit ihm abgeben.“

Er atmete einmal tief, faßte einen Entschluß und sagte:

„In diesem Falle hat Euch Euer Scharfsinn verlassen, Klotildis! Denn was Ihr von Eurem Bruder wißt, das wißt Ihr von Eurem Vater und vom Oberst. Aber der Vater irrt sich, und der Oberst lügt.“

Sie sah ihn überrascht an.

„Ei!“ sagte sie, sonst nichts.

Und er ärgerte sich zum drittenmal. Diesem Mädchen war schwer beizukommen. Man mußte sich immer erst vorbereiten, ehe man etwas zu ihr sagte, und dann konnte man noch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie auch das logischste Gebäude mit einer leichten Bemerkung über den Haufen blies. Mit Sentimentalität oder schwerem Gefühlsgeschütz war bei der gar nichts auszurichten. Also nahm auch Günther einen leichten Ton an und sagte:

„Ich weiß schon, was Ihr jetzt denkt, Klotildis. Ihr denkt, daß ich ein langweiliger Geselle bin.“

Sie nickte in freundlicher Zustimmung.

„Also, das hab' ich erraten,“ fuhr er ohne Ärger fort; „aber da wir nun schon auf einen so rücksichtslos ehrlichen Kumpanston gestimmt sind, so will ich Euch nicht verhehlen, daß Ihr davon, wie man sich das Leben auf dieser dummen Insel immerhin etwas interessant machen kann, keine Ahnung habt.“

„Oho, oho!“ sagte sie, „Ihr kennt mich nicht!“

„Ich kenn' Euch viel zu genau,“ antwortete er. „Es machte Euch Spaß, den Rajetan loszubinden, einen Schwerkranken zu kitzeln, Euch einsperren zu lassen, herumzureiten, und Ihr seid sehr stolz, wenn Ihr hinter die armseligen Kniffe eines beschränkten Schusters kommt. So bildet Ihr Euch dann auf solch einfache Dinge wonders was ein.“

Sie sagte gar nichts; sie pfiff nur leise vor sich hin.

„Aber, seht Ihr,“ fuhr er fort, „ein altes Unrecht aufzudecken, mit Mut und Verstand starken Gegnern gegenüberzutreten — nicht einem Schuster oder faulen Fischer, sondern Männern, wie Euer Vater und der Oberst es sind — dazu reicht Eure Kraft nicht hin. Da fürchtet Ihr Euch.“

„Was tue ich?“ blizte sie ihn an.

„Ihr fürchtet Euch!“ wiederholte er.

„Ihr seid verrückt!“ sagte sie grob.

Nun freute er sich. Daß sie sich über ihn ärgerte, war schon ein guter Erfolg.

„Ich sagte Euch schon,“ nahm er wieder das Wort, „daß ich es durchaus verstehe, wenn Ihr Eure Jugend nicht durch die Lösung so schwerer Fragen stören wollt. Wenn ich die ganze Sache herausbekommen haben werde, so sollt Ihr sie von mir erzählt erhalten. Ihr könnt mir dann zum Dank dafür berichten, ob der Schuster einen neuen Leisten mit Geld gefüllt

hat. Ich muß Euch allerdings sagen, daß mir das sehr gleichgültig sein wird.“

„Und mir ist das schon heute gleichgültig, was Ihr mir sagt,“ entgegnete sie heftig. „Ihr wißt von der ganzen Sache nichts, als was Euch Madeleine vorgeflennt hat, und Madeleine kann nichts als weinen und schimpfen.“

Daß dieses lebensprühende Mädchen keine besondere Zuneigung für Madeleine hatte, die sich ja auch schroff von ihr fernhielt, wunderte ihn nicht. Aber er sah ein, daß er vorläufig nicht weiterkam, und sagte:

„Warten wir also ab, wer recht hat. Ich bin ja deswegen hiergeblieben, um es herauszubringen.“

Sie blieb überrascht stehen.

„Deswegen seid Ihr —? Ja, war's nicht darum, um Euch zu erholen und zu jagen?“

Jetzt fühlte er sich überlegen.

„Das von der Jagd und der Erholung wird nur für die Dummen gesagt. Es ist so ähnlich wie mit Fridolins Leisten.“

„Und — und mein Vater?“

„Mit dem habe ich mich ausgesprochen.“

„Und er — er ist —“

„Ja, er ist einverstanden.“

Sie stampfte mit dem Fuß auf.

„Warum hat er mir denn davon nichts gesagt?“

„Weil er Euch jedenfalls nicht ernst nimmt,“ entgegnete er ruhig.

„Und Ihr?“

„Ich nehme Euch auch nicht ernst,“ sagte er.

Sie zog die Stirn in Falten. Dann sprach sie paßig:

„Das ist nicht wahr! Ihr nehmt mich ernst. Ihr habt mir alles bloß gesagt, weil Ihr denkt, ich könnte Euch helfen, wenn Ihr allein nicht schlau genug seid.“

Er antwortete nicht, aber er freute sich unbändig. Minutenlang gingen sie schweigend nebeneinander her. Endlich begann er wieder:

„Es ist gar nicht schön, daß wir den ganzen Weg miteinander zanken. Sagt mir lieber, wer das Männchen ist, das dort am Wege sitzt.“

„Das ist der Hühneraugenschneider,“ knurrte sie.

„Gibt es denn viele Hühneraugen auf der Insel?“ fragte er mit heimlicher Belustigung.

„Dreiundachtzig,“ entgegnete sie, immer noch unmutig.

„Ihr seid wirklich sehr gut unterrichtet,“ sprach er anerkennend. „Dreiundachtzig ist eine hohe Zahl für Hühneraugen.“

„Das Wasserweib hat allein sieben,“ fing sie wieder an munterer zu werden.

„Der Daus!“ rief er. „Sieben Hühneraugen! Und das ist meine künftige Bedienerin! Die wird ja auf recht behenden Füßen einhergehen.“

„Ich mache mit,“ sagte sie, aus einem ganz anderen Gedankengange heraus.

„Ihr wollt helfen bei der Auflösung des Rätsels?“ rief er freudig.

„Ja!“ sagte sie einfach.

Er streckte ihr die Hand hin; aber sie sagte:

„Das ist nicht nötig.“

Sie hob nur ihre klarblauen Augen zum Himmel und schritt fest aus.

Das siebente Kapitel.

Günther hatte von dem Jägerhause Besitz genommen. Es war klein, aber wohnlich. Des Morgens kam die alte Dörte, humpelte durch die Stuben und schuf nach ihrer Meinung Ordnung. Um die elfte Stunde erschien die Blinde und richtete mit Dörtes Beihilfe das Mittagsmahl. Solange sie auf dem beleuchteten Wege ging, trug Madeleine eine dunkle Binde über die Augen, und wenn die hohe Gestalt so daher kam in ihrem feierlich langsamen Schritt und in ihrem langwallenden Gewand, war es, als wandle Frau Justitia selber über die Insel der Einsamen.

Sobald das Mahl fertiggestellt war, verließ die Blinde das Haus. Sie aß nie mit Günther, ja, sie sprach weniger und seltener mit ihm als in den Tagen seiner Genesung. Er hatte ihr sein Gespräch mit Klotildis mitgeteilt, und ihr Gesicht hatte sich dabei verfinstert.

„Was Ihr vorhabt, ist keine Spielerei,“ sagte sie. „Klotildis ist noch an jenem selben Abend, als Ihr mit ihr gesprochen hattet, bei mir gewesen und hat

mir alles erzählt. Sie nimmt die Sache nicht ernster als irgend ein anderes Abenteuer, das sie etwa hier auf der Insel erleben könnte. Es macht ihr Spaß und ist ihr ein guter Zeitvertreib — sonst nichts. Sie wird alles verderben.“

Das hatte ihn verdrossen, und er hatte geantwortet: „Ihr müßt mir schon gestatten, die Lösung des Rätsels auf meine Weise zu versuchen. Daß Klotildis nicht fähig ist, nur aus eigener, planmäßiger Arbeit dies Geheimnis zu lösen, weiß ich. Aber sie hat einen so hohen Grad natürlicher Schlaueit, ich möchte sagen, eine so feine Witterung in der Nase, und sie kennt die Insel und ihre Bewohner so genau, daß es unklug wäre, nicht ihre Mithilfe zu gewinnen. Vergeßt auch nicht, daß dieses Mädchen die einzige Person ist, durch die ich mit dem Schlosse Verbindung habe.“

„Sie kann diese Verbindung ebensogut dazu benutzen, Euch und Eure Pläne zu verraten.“

„Nein!“ rief er in fast heftigem Tone. „Was Ihr auch an dem Mädchen auszusetzen haben mögt — eines müßt Ihr zugeben: daß sie eine grundehrliche Natur ist. Wäre ihr nicht ein Verdacht in einer gewissen Richtung aufgeblitzt, sie hätte sich mit uns nicht verbunden. Daß ihr bei ihrer Verben und, wie ich Euch schon einmal sagte, etwas hanswurstigen Art, ein gewisser Spaß an der Lösung dieser todernsten

Sache nicht ferne ist, mag stimmen, hat aber für die Erreichung des Zweckes selbst keine Bedeutung.“

„Möge uns Gott helfen!“ seufzte die Blinde. — —

Als Günther fünf Tage in dem Jägerhaus gewohnt hatte, wurde ihm sein Leben langweilig. Körperlich fühlte er sich ja sehr wohl; die tiefe Ruhe kräftigte ihn so rasch, daß er bald vergaß, überhaupt krank gewesen zu sein. Aber was sollte er den ganzen Tag beginnen? Er ging auf die Jagd und schickte die Beute aufs Schloß. Sie wurde ihm zurückgeschickt mit dem Bemerkten, man hätte dort keinen Bedarf an Wild, und der Junker solle nur seine Jagdbeute nach eigenem Belieben verwenden. Da hatte er nun die Wahl, nur alle zwei oder drei Tage ein Stück Wild zu schießen oder sich den Magen zu verderben.

Am siebenten Tage kam der „Dichter“ zu ihm zu Besuch. Er war ein magerer, hochaufgeschossener Mann, Mitte der vierziger Jahre, trug einen melancholischen Schnurrbart und hatte den letzten Rest seiner einst sehr poetischen Lockenfülle klug und malerisch um eine weißleuchtende Platte gruppiert.

Er hatte — wie er selbst erzählte — früher in der literarischen Welt eine ungeheure Rolle gespielt und sogar einmal ein Musenalmanach herausgegeben, in dem er die fatalen Modedichter Schiller und Goethe, die deswegen groß waren, weil sie für die

breite Menge schrieben, also auch gelesen und aufgeführt wurden, einer vernichtenden Kritik unterzogen. Er zog einige Exemplare seines Almanachs aus der rechten Seitentasche und las Günther einige dieser Kritiken vor, von denen sich nach der intellektuellen Seite hin konstatieren ließ, daß sie sehr grob waren.

Günther erwiderte ehrlich, er sei von Haus aus Jurist und verstehe deshalb von der Schönen Literatur rein gar nichts. Von Goethe habe er wohl gehört, aber nie ein Wort gelesen, dagegen habe er einmal einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ beigewohnt und sei bis zu Tränen begeistert gewesen.

Darauf wollte sich der Dichter mit einem mitleidigen Lächeln erheben und gehen. Er tat es aber nicht, sondern bezwang seinen Künstlerstolz und sagte:

„Es ist immerhin gut, daß Ihr nichts von Goethe gelesen habt. Das zeigt, daß Ihr von aparter Art und für wahre Kunst nicht verloren seid. Nie lag die Literatur so schmäählich danieder wie an unserem Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber es gibt auch heute noch Dichter. Natürlich leben sie im Exil. Dichter leben immer im Exil. Es graut ihnen vor dem Ungeschmack der bücherkaufenden Menge und der blöden Herde, die ins Theater geht und die niemals weiß, was sie will. Was bleibt übrig, als daß

der wahre Dichter sich und sein Werk in die tiefste Verborgtheit rettet?"

„Ihr seid selber ein Dichter,“ sagte Günther höflich. „Und zwar ein sehr großer!“

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte der andere, aufs angenehmste überrascht.

„Der Fischer Rajetan,“ erwiderte Günther gleichmütig.

Des Dichters Stirn umdüsterte sich, und sein ohnmächtiger Schnurrbart sträubte sich matt etwas zur Höhe.

„Rajetan,“ sagte er, „ist in gewisser Hinsicht nur eine einfache Natur. Aber gerade der einfachen Natur liegt die wahre Kunst am nächsten.“

„Das kann schon sein,“ erwiderte Günther gelangweilt und wünschte sehnlichst, daß ihn der eitle Schwäger verlasse.

Was aber Dichter dieser Art sind, die gehen niemals, wenn ihre Umgebung es wünscht. Also auch dieser nicht.

„Ich sehe,“ sagte er, „daß Eure Seele ein weites, fruchtbares, aber noch unbebautes Feld ist, das nur auf die rechten goldenen Samenkörner der Kunst wartet. Ich teile von dem, was ich schuf, nur ungern andern mit, aber in Eurem Falle — ich habe nämlich zufällig —“

Und indem er noch anderen Unsinn sprach, griff

er erbarmungslos in die linke Seitentasche, zog ein mächtiges Manuskript heraus und begann ohne weiteres zu lesen:

„Epaminondas.

Ein Epos in Alexandrinern.

Erster Gesang.“

Hart polterten die Verse dahin, wie wenn ein Pferd über ein Steinpflaster jagt. Günther hörte erst mit stumpfem Erstaunen, dann mit Unruhe, zuletzt mit giftigem Haß dieser Trappstragödie zu. Erst wollte er irgendeine Ausflucht suchen, der Qual zu enttrinnen, dann faßte ihn dumpfe Verzagtheit, die sich nach der zweiten Stunde der Vorlesung zu Mordgedanken verdichtete; endlich blitzte ihm ein rettender Gedanke auf, und er warf mitten in eine Rede, die Epaminondas vor dem Rat von Sparta hielt, ein:

„Darf ich Euch vielleicht einen Hasen anbieten? Ich schieße viel mehr, als ich brauche. Und er ist schon gebraten.“

Da ließ der Dichter den Helden von Theben stehen und wandte sein Interesse dem gebratenen Hasen zu. Und auf diese Art gelang es Günther, aus einem zweiten Überfall, der ihm auf der Insel der Einfamen wurde, diesmal als gesunder Mann hervorzugehen. —

Aber ach, es kamen Regentage, an denen das Leben so öde war, daß Günther manchmal ein heimlicher

Wunsch beschlich, der Dichter möge wiederkommen, schwätzen, prahlen, im schlimmsten Falle sogar vorlesen — nur da sein. Er kam aber nicht. Es hieß, er arbeite an einem neuen Werk und meide daher alle Gesellschaft der Staubgeborenen, die ihn niederziehen würden aus seinen einsamen Sphären. Er dichtete den Homer um, und zwar in Stanzas.

Da gab ihn Günther völlig auf und suchte Gesellschaft beim Wasserweibe. Bei der war nicht viel zu suchen und auch nicht viel aus ihr herauszubekommen. Ihr Vater war Heilschäfer gewesen, von dem hatte sie mancherlei quacksalberischen und abergläubischen Kram gelernt und geerbt. Schade nur, daß sie alles so geheim hielt, es war gewiß viel Merkwürdiges dabei. Sie war durch ihren Mann nach der Insel gekommen. Der war Kutscher beim Grafen Raimund gewesen, und sein Herr hatte ihn in die Verbannung mitgenommen.

„Wie ist denn die Abreise aus Wien damals so rasch erfolgt?“ fragte Günther.

„Die letzte Fahrt des Grafen ist nach der Hofburg gewesen — zum Kaiser. Als der Graf aus der Hofburg herauskam, sagte er meinem Mann, er solle allein nach Haus fahren. Darauf war der Herr acht Wochen lang verschwunden. Und dann kam ein Brief; das Palais und alles, was darin war, wurde verkauft, und wir zogen hierher.“

„Kam der Oberst damals schon mit auf die Insel?“
„Nein, der kam später, — etwa drei Jahre später. Mein Mann war da schon tot.“

„Kam der Oberst allein?“

„Er brachte den Narren mit. Der war sein Kammerdiener. Früher ist der Narr in des Obersten Regiment Korporal oder so etwas ähnliches gewesen.“

„Benimmt der Narr sich immer schon so übergeschnappt?“

„Nein! Anfangs war er ganz vernünftig. Aber jetzt wird er immer verrückter. Der Herr Oberst sagt: er ist vor lauter Einsamkeit toll geworden.“

„Warum schickt er ihn denn nicht fort?“

„Wo soll er ihn hinschicken, gnädigster Herr? Es nimmt ihn niemand.“

Damit war die Unterredung beendet. Dörte stellte den letzten Topf in den Schrank, machte einen plumphen Knix und empfahl sich.

So war Günther wieder allein. In trüblicher Stimmung setzte er sich auf einen Stuhl am Fenster und lehnte den Kopf an die Scheiben. Was wollte er eigentlich auf dieser traurigen Insel, auf der es mit dem herannahenden Winter immer öder werden würde? Mit seiner Aufgabe kam er keinen Schritt weiter, und es wurde ihm immer klarer, daß er sich für solche Dinge überhaupt nicht eignete. Wie ein Verirrter, Verschlagener kam er sich vor, und es gab

Stunden, wo ihn das Heimweh quälte. Auch heute schloß er die Augen, die müde waren vom Hinsehen auf wirbelndes, rotes Laub.

Da schnappte etwas von draußen ans Fenster, gerade an die Stelle, wo seine Nase an die Scheibe gedrückt gewesen war. Er erschrak und sah Notildis draußen stehen, die ihm lachend mit dem Finger winkte. Er ging zu ihr hinaus, sie nahm ihn an der Hand und zog ihn ohne weiteres mit sich fort.

„Ich — ich hab' wohl furchtbar albern ausgesehen, wie ich so an der Scheibe lehnte?“ fragte er, als sie ein Stückchen gegangen waren.

„Ja,“ sagte sie, „aber Ihr müßt Euch nichts daraus machen; denn wenn man sich langweilt, sieht man immer albern aus.“

„Ich langweile mich furchtbar!“ seufzte er.

„Damit hat es jetzt ein Ende,“ tröstete sie; „denn ich habe meinem Vater gesagt, daß Ihr mein Freund geworden seid und daß ich von jetzt an alle Tage zu Euch gehen werde oder Ihr zu mir.“

„Ach!“ sagte er. Weiter brachte er nichts heraus.

„Ich habe ihm gesagt,“ fuhr das Mädchen fort, „ihm und dem Oberst, daß ich mich mit Euch verbunden habe, herauszubekommen, ob etwa die Sache mit meinem Bruder nicht gestimmt hat.“

„Notildis!“ rief er zornig. „Wenn das wahr ist,

dann habt Ihr mein Vertrauen aufs schmähslichste getäuscht.“

„Das Vertrauen hat keinen Zweck,“ entgegnete sie ruhig; „denn wenn Ihr immerfort in Eurem Jägerhaus sitzt und die Nase ans Fenster quetscht, könnt Ihr lange quetschen, ehe Ihr was heraushabt. Ich glaube, Ihr wißt Euch überhaupt mit der Sache keinen Rat.“

„Das mag sein,“ knurrte er.

„Nun,“ fuhr sie fort, „ich habe den beiden gesagt, daß Ihr meint, der Vater irrt sich und der Oberst klügt.“

„Notildis!“

„Was schreit Ihr denn immer so? Habt Ihr das etwa nicht gesagt?“

„Ja! Aber das ist Verrat!“

„Bah!“ machte sie. „Ihr hättet sehen sollen, wie der Oberst grasgrün im Gesicht wurde! Er wollte gleich auf und zu Euch und Euch abtun. Da habe ich ihm gesagt, daß mir diese Wut sehr verdächtig vorkomme. Wenn er ein reines Gewissen habe, solle er lieber dafür sorgen, daß Ihr ins Schloß eingeladen würdet und dort so lange untersuchen dürftet, bis Ihr als ein Blamierter von selber abzöget.“

„Das war ja sehr freundlich von Euch,“ brummte er.

„O ja, es war schon freundlich; denn leicht war

es nicht, daß ich es durchgesetzt habe. Ich bringe Euch nämlich jetzt aufs Schloß."

"Was soll ich dort?"

"Whist spielen?"

"Was?"

"Whist spielen. Oder könnt Ihr das nicht?"

"O doch! Spielt denn Euer Vater Karten?"

"Ja. Es ist seine einzige Leidenschaft. Denn seht Ihr, eine Leidenschaft hat jeder. Das Trinken kann man lassen, das Rauchen schon schwerer, das Kartenspielen aber nicht."

"Woher wißt Ihr denn solche Dinge?"

"Der Vater hat es gesagt, als er einmal guter Laune war. Das war vor zwei Jahren. — Nun also macht Ihr den vierten Mann. Die anderen drei sind der Oberst, mein Vater und ich. Sonst spielt der Dichter mit, aber der dichtet jetzt eine neue Sache und spielt nicht. Da kommt Ihr ganz gelegen."

Er sah sie verwundert an.

"Ihr seid ein sonderbares Mädchen," sagte er.

Sie zuckte die Achseln.

"Ich weiß nicht, wie andere Mädchen sind. Aber das weiß ich, wenn Ihr etwas herauskriegen wollt, müßt Ihr doch nicht immer zu Hause sitzen bleiben."

"Das stimmt," sagte er langsam, „und fast will es mir scheinen, als hättet Ihr richtig gehandelt.“

"Ich handle immer richtig," sagte sie harmlos, aber sicher.

Plötzlich lachte sie und fragte:

"Wißt Ihr, was der Oberst zu meinem Vater gesagt hat? Er hat gesagt: Es fehlte bloß noch, daß bei dem albernen Abenteuer der junge Kerl dem Mädels den Kopf verdreht! Mit dem Mädels meinte er mich, mit dem jungen Kerl meinte er Euch; könnt Ihr Euch aber denken, was er mit dem Kopfverdrehen gemeint hat?"

"Könnt Ihr es Euch denken?" fragte er in etwas freundlicherem Tone zurück.

Sie nickte stolz mit dem Kopf.

"Ja! da ist das mit der Liebe damit gemeint!"

"Mit der Liebe? Wißt Ihr denn etwas von der Liebe?"

"Ich weiß viel," sagte sie; „denn meine Freundin Wanda war früher beim Theater und hat mir zwanzig Opern erzählt. Und da ist in jeder was von der Liebe.“

"Komisch," sagte er und seine Augen leuchteten kurz über das Mädels hin.

"Nein, komisch ist es nicht," erwiderte sie, „oder doch, es ist sehr komisch, denn es ist in jeder Oper anders. Manchmal ist es sehr lustig, manchmal sehr traurig, manchmal sehr dumm, manchmal sehr verrückt; aber interessant ist es immer.“

„Ja,“ seufzte er; „interessant ist es immer.“
Sie sah ihn neugierig an.

„Habt Ihr auch schon Opern gesehen?“

„Schon viele!“

„Mit Liebe?“

„Alle mit Liebe!“

„Ach — und ist es schön?“

„Sehr, sehr schön! Aber viel schöner als im Theater ist es doch in der Wirklichkeit, im Leben.“

„Wieso? Ich denke, das gibt es bloß im Theater.“

„Nein,“ sagte er ernsthaft; „das gibt es auch im wirklichen Leben. Es kommt wirklich vor, daß ein Mann und ein Mädchen sich lieben.“

„Habt Ihr — habt Ihr es selbst schon erlebt?“ fragte sie beinahe atemlos.

Er nickte und seufzte dabei.

„Zweimal! Das erste Mal war es lustig, das zweite Mal war es dumm.“

„Erzählt es — o, bitte, erzählt es mir. Wieso das erste Mal lustig?“

„Nun, da mocht' ich sie nicht.“

„Und wieso das zweite Mal dumm?“

„Nun, da mochte sie mich nicht.“

„Ah, das verstehe ich nicht ganz. Aber gelt, so eine verrückte Liebe: so mit Aufschauern im Walde und Schwimmen durch einen Fluß, und aus dem Feuer tragen, und aus dem Vaterhause rauben, und

sich mit einem Dolche erstechen, das habt Ihr noch nicht erlebt?“

„Leider nicht. Solche Fälle sind selten.“

„Es ist schade,“ sagte sie enttäuscht und senkte den Kopf. Sie dachte ein bißchen nach, und plötzlich rief sie ganz aufgeregt vor Freude:

„Mir ist etwas Wunderschönes eingefallen. Wenn wir beide gegen den Oberst und meinen Vater nichts herausbekommen, und wenn Ihr dann abziehen müßt und die beiden lachen Euch im stillen aus, dann machen wir zwei ein Theater. Wenn Ihr Abschied nehmt, fall' ich Euch um den Hals und geb' Euch einen Kuß, und dann deckt Ihr die Hand über die Augen und geht, und ich zieh' meinen Dolch und tue, als ob ich ihn mir in die Brust stoße — und fall' um — und wenn sie alle erschrecken und schreien — dann spring' ich auf und lache sie alle aus.“

Er blieb vor ihr stehen. Sein Gesicht war röter gefärbt, seine Augen funkelten, und seine Stimme stockte ein wenig, als er sagte:

„Mottildis, mir ist, als sollte ich mir jetzt schon die Hand über die Augen decken.“

Sie sah mit unschuldigen Augen verständnislos zu ihm auf.

Das achte Kapitel.

Der Abend brach an. Günther ging heim vom Schloß. Es war eine dumpfe Unzufriedenheit und ärgerliche Aufregung in ihm. Steif und förmlich hatten ihn der Graf und der Oberst empfangen, ohne sich jedoch irgend eine spöttische oder feindselige Bemerkung gegen ihn zuschulden kommen zu lassen.

Der Graf hatte ein paar Fragen über Günthers Befinden gestellt, der Oberst sich mit einer gemessenen Verneigung begnügt. Dann war es sofort an den Spieltisch gegangen. Die zweiundfünfzig Kartenblätter wurden auf dem Tisch ausgebreitet und durch Ziehen einzelner Blätter die Spielordnung bestimmt. Es fügte sich, daß Günther die niedrigste Karte zog und der erste „Geber“ wurde; Klotildis zog die zweitniedrigste Karte, wurde dadurch Günthers Partnerin und setzte sich ihm gegenüber. Die beiden spielten also gegen den Grafen und den Obersten.

„Wie im Leben,“ dachten alle vier, als sie sich setzten.

Es war ganz still, wie es ja beim Whistspiel sein soll. Jedes war nur mit dem Spiel beschäftigt. Am

Anfang machte Günther mancherlei Fehler. Niemand verlor ein Wort darüber. Bis auf einmal Klotildis in ihr bekanntes Gelächter ausbrach.

„Das ist, als ob vier Gespenster miteinander spielten, und das traurigste Gespenst seid Ihr, Günther!“ sagte sie.

Der Vater verwies ihr dies ungebührliche Benehmen. Günther errötete; dieses Lachen war ihm über die Maßen peinlich und unangenehm; der Oberst lächelte spöttisch, aber nur für eine Sekunde. Dann ging das Spiel weiter, wohl an die zwei Stunden, ohne daß etwas anderes gesprochen wurde, als was zur Sache gehörte.

„Schluß!“ sagte da Klotildis. „Es ist so zu langweilig.“

Wieder gab ihr der Graf einen Verweis, aber Günther erkannte, daß sich dieses fröhliche Mädchen aus solchen Verweisen wenig machte. Die Partie wurde noch einmal aufgenommen, aber nicht lange nachher abgebrochen.

Klotildis erhob sich. Viel ernster als sonst war ihre Stimme, als sie sagte:

„Vater, erlaube mir, daß ich ihm das Bild über deinem Schreibtisch zeige.“

Es ward still in dem Gemach. Der Oberst erhob sich, zuckte hochmütig die Schultern und wandte sich ab. In die feineren Mienen des Grafen trat ein

roter Schein. Sekundenlang schwieg er; dann erhob er sich und sagte:

„Zeig' es ihm! Ich werde mich bald mit verabschieden.“

Er machte eine stumme Verneigung, die der Oberst, Günther nur halb zugekehrt, wiederholte.

Günther war entlassen. Klotildis führte ihn durch zwei angrenzende Zimmer in des Grafen Arbeitsstube. Das war ein merkwürdiger Raum, eigentlich das Laboratorium eines Chemikers: Tiegel, Retorten, wissenschaftliche Instrumente und Geräte standen herum. Kein einziges Buch war zu sehen. Zwischen zwei Fenstern stand ein Tisch mit einigen Papieren und zwei Totenschädeln. Über dem Tisch hing in einem kohlschwarzen Rahmen eine Zeichnung.

„Das ist sie!“ sagte Klotildis und hob einen Leuchter mit drei Kerzen gegen das Bild.

Eine Skizze, scheinbar flüchtig hingeworfen, aber doch ausführlich in den Details, der linke und der untere Rand beschrieben, Erklärungen zu den mit Buchstaben bezeichneten einzelnen Teilen der Skizze, ziffernmäßige Angaben über Höhe und Breite der Mauern, Tiefe der Gräben, Stärke der Besatzung, Verteilung der Wachen — kurz das Teilbild einer Festung, so genau, so gründlich wiedergegeben, daß es — an den Feind gegeben — ein Verräterstück ersten Ranges war.

„Und das soll von Eurem Bruder stammen?“

„Ja, Vater behauptet es. Es war seine Art zu zeichnen, es ist seine Schrift, es ist auch ein Blatt des Papiers, das er zu seinen Zeichnungen benutzte.“

Günther schüttelte den Kopf.

„Art zu zeichnen und Schrift können gefälscht, das Papier kann gestohlen sein.“

„Von wem?“

„Vom Oberst!“

„Nein,“ wehrte sie ab; „da kennt Ihr ihn nicht.“

„Und Euer Bruder? War er denn ein so verächtlicher Mensch, daß ihm so etwas zugetraut werden kann, daß es ihm eher zugetraut werden kann als dem Oberst?“

„Ich weiß es nicht. Vater sagte, Albert war gut. Aber der Teufel Napoleon, der so viel Gerechte zu Fall brachte, hat auch ihn verdorben. Das geht auch aus vielen Briefen hervor, die Albert selbst an meinen Vater geschrieben hat. Vater hat sich oft wegen der Schwärmerei Alberts gegenüber Napoleon mit meinem Bruder verzankt.“

„Ich muß dieses Bild bei Tageslicht ansehen. Ich werde Euren Vater darum bitten.“

„Das wird er gewähren.“

„Ich werde ihn auch bitten um eine Unterredung über alle Einzelheiten jener Zeit.“

„Ob er darauf eingeht, weiß ich nicht.“

Er verabschiedete sich und ging. Und als er nun durch den anbrechenden Abend heimschritt, kam wieder tiefe Verzagtheit über ihn, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei.

Jetzt nach dem Jägerhause zurückzugehen, dazu hatte er nicht die mindeste Lust. Fürchterlich waren diese langen Abende. Keine Unterhaltung, kein Buch, sich die lange Weile zu kürzen. Nur Papier und Schreibzeug waren ihm gegönnt; denn jener närrische Graf hatte nichts dagegen, wenn jemand seine eigenen Gedanken niederschreiben wollte (obgleich er davon auch nicht viel hielt), er verbot aber, durch Bücherlesen fremde Gedanken der eigenen Seele zuzuführen, sie, wie er sagte, mit Auslandsfutter zu verderben.

Mißlaunig schlenderte Günther zum Flußufer, dort hin, wo die Landungsstelle war und man Rajetans Fischerhütte noch schwach im Abendlicht erkennen konnte. Hier war er gelandet; hier wünschte er jetzt so recht aus Herzensgrunde, wieder abgondeln zu dürfen.

„Dumme Geschichte!“

Er sah hinüber zu Rajetans Hütte und bemerkte, daß jemand ans Ufer trat, den Kahn losmachte und den Fluß stromab fuhr. Das konnte nur der Fischer selber sein, der noch keinen neuen Knecht hatte. Günthers Neugierde wurde wach. Nach allem, was er von dem Fischer gehört hatte, war ihm leicht zu-

zumuten, daß er eine neue Teufelei im Schilde führte, und dahinter zu kommen, war gewiß in der Langweile des Insellebens nicht ohne Reiz.

Der Kahn verschwand, aber Günther glaubte mit Sicherheit annehmen zu dürfen, Rajetan werde weiter unterhalb wenden und an irgendeiner Stelle zu landen versuchen. Da es aber neben der öffentlichen Landestelle nur jene geheime bei den Erlen gab und diese letztere die größte Sicherheit bot, so war anzunehmen, daß Rajetan bei den Erlen ans Land kommen und daß es da wohl etwas zu erleben geben würde.

Vorsichtig wie ein Trapper, der auf Abenteuer auszieht, pürschte sich Günther an die Erlen heran und fand auch einen geeigneten Versteck, der ihn völlig verbarg und ihm doch selbst eine genügende Aussicht bot.

Er saß eine Stunde und länger, ohne daß sich etwas rührte. Es wurde völlig dunkel, Günther begann zu frösteln, und nichts kam. Vergebens rief er sich ins Gedächtnis, wie oft er stundenlang bei der Jagd so stillgesessen hatte, ohne ein Resultat zu erzielen — die Geschichte fing an, ihn zu langweilen. Da endlich kam ein leiser Schritt heran, das Gezweig teilte sich — ein Mann erschien. Günther vermochte das Gesicht nicht zu erkennen; aber an der langen Figur und den windmühlenflügligen Bewegungen merkte er, wen er vor sich hatte.

Es war der Narr.

Der schmiegte sich an einen Baum und wartete. Er verhielt sich still; nur ein paarmal räusperte er sich.

Da kam ein leiser Ruderschlag näher.

„Pst!“ machte der Narr.

„Pst!“ antwortete der Schiffer im Kahn.

Das Boot kam heran. Es war Rajetan, der darin saß.

„Alles sicher?“ fragte er vorsichtig.

„Gib nur her!“ sagte halblaut und unwirsch der Narr.

„Mensch, sprich nicht so laut!“ zischelte Rajetan.

„Gib erst das Geld her!“

„Erst die Ware!“

„Erst das Geld!“

Durch die Aufregung des Zankes wurden die Stimmen lauter.

„Du hast mir das letztemal einen falschen Papierschein gegeben, du Schuft!“ zischte Rajetan.

„Falschen Papierschein?“ fragte der Narr betroffen.

„Wo soll ich ihn hernehmen? Ich hab' doch kein Geld außer von dir —“

„Wo du es her hast, wirst du wissen; der Jude in der Stadt hat gesagt, der Schein ist falsch — Wenn du etwa mit jemand anders Handel treibst,

dann wirst du sehen, daß ich der Inselwächter bin und daß ich solche Schmutzgelei nicht dulde —“

„Gib lieber den Brantwein her!“

„Erst das Geld. Aber Silbergeld — kein Papiergeld.“

„Ich habe kein anderes Geld.“

Sie feilschten noch längere Zeit hin und her, schließlich nahm Rajetan von dem Narren ein Papiergeld an, hob aus dem Kahn, der einen doppelten Boden hatte, einige Bretter aus und händigte dem Narren fünf Flaschen aus. Darauf brachte er sein Boot in Ordnung und fuhr mit leisen Ruderschlägen wieder stromab.

Der Narr aber öffnete mit einem leisen Achzen eine Flasche und trank und trank —

Da trat gegenüber der Stelle, wo Günthers Bersted war, der Oberst aus dem Gebüsch. Mit einem giftigen Fauchen, wie eine beim Lieblingsmahl gestörte Kaze, setzte der Säufer die Flasche ab.

„Valentin — Scheusal!“ knirschte der Oberst.

Er riß dem Narren die fast geleerte Flasche aus der Hand und schleuderte sie in den Fluß. Der Narr heulte dumpf und warf sich mit dem Körper über die vier Flaschen, die noch am Boden lagen.

„Wenn ich dich mit dem elenden Schleichhändler noch einmal erwische,“ zürnte der Oberst, „erkaufe ich Euch beide!“

Er riß den Winkeln den vom Boden auf und schleuderte eine Flasche nach der anderen hinaus ins Wasser. Dann gab er dem heftig Widerstrebenden ein paar klatschende Ohrfeigen und jagte ihn fort. Eine kleine Weile stand der Oberst noch am Ufer. Er trat ein paarmal zornig mit dem Fuße auf, dann wandte er sich und ging nach dem Reitweg zurück, von da er gekommen war.

Das neunte Kapitel.

Auch Alotildis war „auf Rundschaft“ gewesen. Sie kam zwei Tage nach jenem Abend zu Günther und berichtete stolz:

„Ich weiß was!“

„Was wißt Ihr?“

„Der Narr zeichnet Papiergeld.“

„Wie habt Ihr denn das erfahren?“

„So!“ sagte sie und nahm ein kleines Bündel Dietriche aus der Tasche.

„Ihr seid — Ihr seid bei ihm eingebrochen?“ fragte er entsetzt.

„Ja, gestern nachmittag, wie er nicht zu Hause war,“ entgegenete sie gleichmütig. „Die Tür geht sehr leicht auf.“

„Aber wie könnt Ihr denn so etwas tun, Alotildis?“

„Bah — denkt Ihr, daß er mich freiwillig einladen wird, seine Klausur zu durchsuchen? Wenn ich Euch einmal im Verdacht habe, brech' ich bei Euch auch ein und suche nach.“

„Ihr seid schrecklich, Alotildis.“

„Es ist gar nicht so schrecklich! Das Loch im Fußboden, worin er seine Zeichnungen und Kupferplatten und Flaschen und so ein großes Ding mit einer Schraube hat, das hab' ich wieder zugemacht. Und klatschen tu ich nicht. Es ist mir auch ganz egal, ob er falsches Papiergeld macht. Ich wollte es bloß bestimmt wissen.“

„Wie seid Ihr denn überhaupt auf den Verdacht gekommen, Klotildis?“

„Nun, Rajetan sagte es doch vorgestern abend, er sagte doch, daß der Jude Jsaak, der in der Stadt den Branntwein verkauft, gesagt hat, das Papiergeld des Narren sei falsch.“

„Das habt Ihr gehört?“ sagte Günther überrascht. „Wie ist denn das möglich? Ich war doch dort.“

„Ich war auch dort!“ sagte Klotildis. „Ich war noch eher dort als Ihr; ich bin überhaupt immer dort, wo etwas los ist.“

„Wo habt Ihr denn gesteckt?“

„Im Baume.“

„Wo?“

„In dem Baume, unter dem Ihr lagt. Er ist oben so hohl, daß wir alle beide drin Platz hätten. Ich wollte Euch schon einmal leise auf den Hut spucken; aber ich dachte mir dann, daß Ihr das gleich wieder übelnehmen könntet.“

Günther vermochte gar nichts zu sagen; er schüttelte nur den Kopf.

„Lassen wir jetzt den Narren,“ nahm sie wieder das Wort; „setzt Euch den Hut auf und kommt mit; wir wollen einmal zum Einödbauern. Es ist heute gefroren; da ist der Weg gut; sonst bleibt man meist halb im Sumpf stecken.“

Er nahm Hut und Stock und folgte ihr. Unterwegs berichtete sie ihm. Der Einödbauer war von allen Einsamen der Insel der Einsamste. Sein Haus lag auf einer kleinen Halbinsel, die im Nordosten des Hauptteils mit diesem nur durch eine kaum zwei Meter breite Landzunge zusammenhing. Das kleine Anhängsel der Insel war eben groß genug, ein Haus zu tragen und vier oder fünf Kühen Futter zu spenden. Die verbindende Landzunge war niedrig, sumpfig, manchmal sogar überschwemmt und also selbst für die Inselleute meist unpassierbar. Klotildis sagte, wenn sie nicht manchmal zu Besuch ginge, käme zu dem Einödbauer über Jahr und Tag nicht ein einziger Mensch. Nicht einmal Rajetan. Denn als der einmal hätte an der Halbinsel landen wollen, habe ihm der Einödbauer gedroht, ihn totzuschlagen. Der Einöder solle auch wirklich früher in der Welt mal einen totgeschlagen haben; aber niemand wisse etwas Genaueres.

Sie wanderten ziemlich lange, überschritten einen

kleinen Hügelzug, der sich im Nordosten der Insel hinzog, und gerieten beim Abstieg in fast urwald-dichtes Gebüsch.

„Da unten gibt's Biber und Fischottern,“ sagte Klotildis. „Nächstens wollen wir darauf Jagd machen; das ist etwas anderes wie Hasenschießen.“

Sie kamen an die Landzunge, die durch einen leichten Frost gut gangbar geworden war. Von dem Haus auf der Halbinsel drüben war nichts zu sehen, es lag ganz hinter hohen Bäumen versteckt.

„Manu,“ sagte Klotildis und blieb verwundert stehen, „der Einöder hat ja den Zugang verbaut. Seht Ihr, da ist eine Mauer. Da war bis jetzt nur ein Zaun.“

Die schmale, nur meterbreite Landzunge war jenseits wirklich durch ein Mauerwerk aus Steinen abgeschlossen, das aber noch niedrig war und nicht fertig schien. In wenig Minuten war die Landzunge überschritten. Jenseits der Mauer erhob sich wütendes Hundegebell. Günther und Klotildis blieben stehen.

„Hallo!“ schrie Klotildis, „hallo, Einöder!“

Es blieb still.

„Einöder, Klotildis ist da!“

Keine Antwort.

„Einöder, seid doch nicht so unfreundlich zu mir!“

„Hallo! hallo! Klotildis ist da!“

„Hört Ihr nicht, daß Klotildis da ist? Schreit doch

mit, Günther, Ihr habt doch eine stärkere Stimme als ich!“

Da rief auch er: „Hallo! Einöder! Klotildis ist da!“

Es wurde ein Mann zwischen den Bäumen sichtbar. Er war sehr ärmlich gekleidet. Finster kam der Blick aus den halbzugekniffenen Augen. Sein Alter mochte zwischen fünfzig und sechzig Jahren betragen. Er trat langsam und mißtrauisch näher und rückte ein wenig an seiner Mütze.

„Einöder, wollt Ihr uns denn nicht zu Euch lassen? Warum habt Ihr denn eine Mauer quer über den Weg gebaut?“

„Ich laß niemanden mehr zu mir,“ entgegnete er.

„Niemand? Auch mich nicht?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Das sag' ich nicht.“

„Aha, dann habt Ihr was angestellt. Dann habt Ihr kein gutes Gewissen. Da muß ich bestimmt rein.“

„Ich laß niemanden ein,“ sagte der Einöder finster.

Vor auf Klotildis mit einem kühnen Sprung die Mauer erklimm und blitzschnell aufs verbotene Gebiet hinabsprang.

„Da bin ich!“ sagte sie zu dem Mann, der vor Zorn leise schnob. „Einöder, Ihr mögt hundert dumme Dinge angestellt haben — ich klatsche nichts

— daß wißt Ihr ganz gut, und frech dürft Ihr zu mir nicht sein. Wir waren doch immer gute Freunde. Was fällt Euch denn auf einmal ein? Was habe ich Euch getan?“

Da wurde der finstere Mann verlegen. Brummend sagte er:

„Ihr seid gut, ja — Ihr seid überhaupt der einzige gute Mensch, den es auf der Welt gibt —“

„Unsinn!“ unterbrach sie ihn. „Den Mann da könnt Ihr ruhig auch hereinlassen. Er ist auch anständig; er klatscht auch nicht. Er ist mein Freund.“

Der Einöder stand ein Weilchen stumm da, dann sagte er:

„Wartet hier ein wenig!“

Und er ging davon.

Notildis pfiff.

„Los, Mensch, herüber!“

Günther überkletterte die Mauer.

„Nun bin ich gespannt,“ sagte Notildis, „was hier passiert sein mag. Das sieht aus, als wenn er sich eine Festung bauen wollte.“

Der Einöder kam zurück und sagte:

„Ins Haus dürft nur Ihr, Notildis; den Junker werde ich um die Felder führen, wenn es ihm beliebt.“

So geschah es. Als das hohe spitzgiebelige Haus, das Wohnraum, Viehstall und Scheune unter einem Dache vereinigte, auftauchte, trennten sich die Männer

von Notildis, und der Einöder schlug einen raschen Schritt über eine Wiese ein. So rasch er aber auch ging und Günther dadurch mit sich zog, so hörten sie beide doch noch einen wilden Schrei, den Notildis ausstieß, die kaum die Schwelle des Hauses überschritten haben konnte.

„Was ist das?“ rief Günther erschreckt und kehrte um.

„Bleibt hier, gnädiger Herr; es ist nichts!“

„Es ist nichts — oho —“

Da schallte ein jubelndes, minutenlanges Lachen über die Wiese herüber und überzeugte Günther gründlich, daß Notildis keineswegs in Gefahr sein könne.

„Jetzt weiß sie es!“ sagte der Einöder.

„Was weiß sie?“

Der Einöder ließ den Kopf sinken.

„Gnädiger Herr,“ sagte er leise und bekümmert, „meine Frau hat ein kleines Kind bekommen.“

„Ei, da gratuliere ich Euch!“ rief Günther freundlich.

Der Einöder zuckte die Achseln und entgegnete nichts. Nach einer Weile erst sagte er:

„Wenn es der Graf erfährt, müssen wir fort — müssen wir wieder ins Elend.“

Günther wußte, daß unter allen Ideen, an denen Graf Raimund litt, eine der krankhaftesten die war,

daß er keine kleinen Kinder auf seinem Besitztum duldete. Er litt überhaupt keine Fröhlichkeit, keine sonnige Freude um sich, und das Schicksal konnte keine bessere Ironie auf ihn finden, als daß ihm selber eine Tochter beschert war, deren unbändigen Lebensmut er nicht zügeln konnte, gegen deren Lachen alle seine finsternen Gesetze nichtig waren und gegen die der in sich unfertige, unsichere Mann nichts auszurichten vermochte, weil sein Herz gegen die Tochter, ohne daß er es sich zugestand, von hilfloser Schwäche war. Sperrte er Klotildis einmal ein paar Tage ein, sprach er rauh mit ihr, gab er ihr nie ein zärtliches Wort, ließ er sie verwildert aufwachsen, um ihr den standesgemäßen Eintritt in die Welt unmöglich zu machen, so glaubte er Brutalität genug bewiesen zu haben, um sein gewolltes Charakterbild auch in diesem Punkt nicht zu verwischen. Gegen seine Hörigen, gegen seine Leute, die auf seine Gnade angewiesen waren, war er hart, und die Blinde hatte einmal behauptet, es gewähre der Seele des Grafen Vergnügen, wenn Leute, die ruhig lebten, aus ihrem Behagen aufgeschreckt würden, wie ja die Schadenfreude die Sache aller vom Glück Verdamnten ist.

„Der Graf wird es nicht erfahren,“ sagte Günther zum Einöder. Der schüttelte den Kopf.

„Es läßt sich auf die Jahre hinaus nicht verbergen. Aber ich lasse mich nicht vertreiben, mich nicht und

das Weib und das Kind nicht. Ich verrammele den Weg, und wer mir zu nahe kommt, den — den schieß ich über den Haufen. Es kann nicht sein — es darf nicht sein — daß auch das achte stirbt.“

„Das achte? — Ist das schon Euer achtes Kind?“

„Ja! Sieben sind tot. Alle klein gestorben. Aus Not, aus Elend, aus Hunger, an der schlechten Luft und weil kein Geld da war für einen Doktor oder ein Tröpflein Medizin, wenn sie krank wurden, weil man so zusehen mußte — ach, gnädiger Herr, Ihr wißt nicht, wie es armen Leuten geht.“

Er machte eine Pause; dann fuhr er fort:

„Aber hier — hier ist gesunde Luft — und wir haben Milch und Fleisch und Brot und Obst. Hier kann es groß werden. Hier ist's doch nicht so wie in dem stinkigen Nest, in dem man in der Stadt wohnen mußte. Hier kann es groß werden. Und darum lasse ich mich nicht vertreiben — ich lasse mich nicht — ich lasse mich nicht —“

„Haltet Euch nur an Klotildis, Einöder, die wird Euch schon helfen, wenn es nottut.“

Die düsteren Augen des Einöders glimmten ein wenig auf.

„Die Klotildis ist gut; — die anderen drüben auf der Insel sind alle toll.“

Sie gingen um die kleine Halbinsel herum und näherten sich dem Haus. Da kam Klotildis heraus,

streckte Günther beide Hände entgegen und sagte mit dicken, lichten Tränen der Freude in den Augen:

„Sie haben ein Kind — sie haben ein ganz kleines, aber richtiges, lebendiges Kind!“

Er ergriff ihre Hände und sagte freundlich:

„Ich weiß es schon; ich habe mich auch sehr darüber gefreut!“

Sie lachte leise, aber glücklich auf.

„Einöder — alter, brummiger Einöder — Ihr müßt erlauben, daß ich es ihm einmal zeige.“

Der Einöder war verlegen.

„Wenn es dem gnädigen Herrn nicht zu gering ist — die Frau liegt noch im Bett —“

Sie gingen ins Haus. In einer niedrigen Bauernstube lag eine etwa fünfundvierzigjährige Frau im Bett, deren Gesicht die Male eines schweren Lebenskampfes aufwies. Neben ihr in einem Körbchen lag das neugeborene Kind. Klotildis kniete an dem Korbe nieder.

„Kniet auch her — kniet auch her, Günther,“ sagte sie leise, aber bestimmt. Es blieb ihm nichts übrig, als auf dem Estrich der Bauerndielen zu knien.

„Es schläft,“ flüsterte sie zärtlich. „Das hier — der kleine spaßige Knopf, das ist die Nase — und das ist der Mund — und das sind die Augen, und das süße, süße Krabbelige sind die Händchen. Habt Ihr schon einmal eine so große Freude erlebt, Günther?“

„Hm — hm,“ machte der und richtete sich wieder auf.

„Es ist das Allerschönste, was es auf der Welt gibt,“ sagte das Mädchen mit andachtsvoller Stimme.

Die Sonne fiel schräg durch das kleine Bauernfenster, durchleuchtete den niedrigen ärmlichen Raum, bestrahlte den goldigen Scheitel von Klotildis und ihre weiße reine Stirn, beleuchtete das Körblein mit dem schlafenden Kinde, und es war anzuschauen wie ein holdes Wunder frommer Schönheit.

Das fühlte auch Günther. Er seufzte und sprach:

„Schade, daß ich kein Maler bin, Klotildis. Dieses Bild würde ich festhalten. Es gäbe eine schöne Madonna mit dem Kinde.“

Sie lauschte ein wenig auf; dann beugte sie sich wieder über das Kind. Nach einer Weile stand sie auf, trat an das Bett der Bäuerin und sagte:

„Was ist das Kind eigentlich?“

Die Bäuerin wandte das Gesicht nach der Wand und sagte verschämt: „Ach Gott — ach Gott — das Fräulein!“

„Nun, es muß doch was essen! Ich besitze eine kleine goldene Schüssel, ein kleines goldenes Messer, eine Gabel und einen goldenen Löffel — die möchte ich dem Kinde schenken. Damit soll es essen.“

„Ach Gott — ach Gott!“ sagte die Bäuerin.

Günther drückte sich zur Tür hinaus, der Einöder

auch. Draußen an der Tür wiederholte der Einöder seinen Ausspruch:

„Die Klotildis — das ist der einzige gute Mensch auf der Welt.“

Eine ganze Weile warteten sie. Dann kam Klotildis heraus. Sie war blaß; aber in ihren Augen lag eine tiefe Bersonnenheit und um ihren Mund ein ernstes Lächeln.

„Wir wollen nun nach Hause gehen,“ sagte sie.

Und für den Einöder setzte sie hinzu:

„Ich komme jetzt jeden Tag zu Euch.“

Der Einöder fragte sich den Kopf.

„Da werd' ich eine Tür in die Mauer machen müssen.“

„Nein, nein, Einöder,“ sagte sie, „die Mauer laßt nur stehen.“

Auf dem Heimweg war sie ganz schweigsam. Günther störte sie nicht. Er ahnte, das reine Mädchen hatte eine wichtige weibliche Lektion aus mütterlichem Mund erhalten.

Erst als sie schon dem Jägerhause ziemlich nahe waren, fragte sie:

„Was meintet Ihr eigentlich mit dem Bild von der Madonna mit dem Kinde?“

„Nun, ich glaubte, wie Ihr so über dem Korbe knietet, das hätte ein gutes Modell abgegeben für ein Bild.“

„Ja, aber wen meint Ihr mit der Madonna mit dem Kinde?“

„Nun doch selbstverständlich Maria mit dem Jesusknaben.“

„Wer ist das: Maria mit dem Jesusknaben?“

Er blieb erschrocken stehen.

„Wißt Ihr das wirklich nicht, Klotildis?“

Sie senkte den Kopf.

„Ich bin nur ein Jahr in die Schule gegangen. Vielleicht, daß ich es da gehört habe; aber ich habe es vergessen.“

Ein heißes Erbarmen schlug ihm ins Herz.

„Klotildis — liebe Klotildis!“

Die Luft war klar und kalt. Rauchreif hing an den Bäumen des Waldganges, tausend silberne Bilder leuchtender Schönheit standen ringsum. Dem jungen Mann klopften die Schläfe. Er nahm Klotildis sacht an der Hand und sprach:

„Klotildis, ich möchte Euch etwas aus meiner Kindheit erzählen. Wollt Ihr es anhören?“

Sie nickte.

Mit seltsam leiser, feierlicher Stimme erzählte er:

„Ich war noch ein kleiner Knabe. Wir wohnten in einem schönen, großen Schlosse. An der einen Seite rauschte die Donau, auf der anderen dehnte sich meilenweiter Wald. Es gab viele schöne Dinge in meinem Vaterhause, Bilder und Statuen, Schnitz-

werke und Goldsachen, und es gingen viele kluge Menschen ein und aus, Dichter und Maler, Gelehrte und Staatsmänner — aber das Schönste und Klügste, was in meiner Heimat zu finden war, war meine Mutter. Und einmal, ganz in derselben Zeit wie jetzt, als meine älteren Brüder mir erzählt hatten, jetzt komme bald das liebe Weihnachtsfest, ging ich zu meiner Mutter und fragte sie: „Mutter, was ist das: Weihnachten?“ — Es war in ihrem schönen Zimmer, das große Bogenfenster hatte, und man sah von da aus auf die silbern bereiften Bäume, die gerade so ausfahen wie diese hier. Die Mutter hob mich auf ihren Schoß und zeigte durch das große Fenster hinaus und zeigte so nach oben, wie ich jetzt zeige und sagte: „Das ist der Himmel. Über dem Blauen und über den Wolken, die du siehst, wohnt der liebe Gott. Das ist ein großer, heiliger Geist. Er hat den Himmel geschaffen und die Erde und dich und mich und alles, was du siehst. Er hat dich lieb, er hat dich noch tausendmal lieber, als ich dich habe. Ich denke an dich alle Tage und alle Stunden; er aber denkt an dich so oft, wie dein Herz schlägt. Und er hat seinen schönen Himmel gebaut mit goldenen Sälen und blühenden Gärten. Dadrinnen sollst du einmal spielen und glücklich sein, reicher als der Kaiser, schöner als die Sonne. Aber in den Himmel ist es weit. Siehst du, wie hoch er ist? Wenn du

auch bis auf die große Eiche klettertest — du wärst doch noch lange nicht oben, und sieh den Mond an, der dort über dem Walde aufsteigt. Er ist hoch, und kein Mensch könnte bis zu ihm gelangen; aber er ist doch lange nicht so weit, wie der Himmel ist. Da hat der liebe Gott gedacht: Ach, wie traurig wäre es doch, wenn mein kleiner, lieber Günther nicht zu mir herauffände; denn er ist ein guter Bub, und ich möchte ihm eine goldene Krone geben. Da hat der liebe Gott nachgedacht, wie er es einrichten könnte, daß der kleine Günther den Weg in den Himmel nicht verfehlt, und er hat gemeint: Ich habe einen Sohn, der heißt Jesus. Der ist klüger als der klügste Mensch auf der Welt. Den will ich — da ich Wunder wirken kann — in ein ganz kleines Kind verwandeln und will ihn auf die Erde setzen wie ein anderes kleines Kind, und anfangs will ich vorsichtig sein und es bloß ganz wenigen guten Leuten sagen, daß es mein Sohn ist, aber wenn er größer sein wird, dann wird er es selbst sagen vor aller Welt und wird sagen: Seht Ihr, ich bin gekommen, um Euch den Weg in den Himmel zu zeigen! Und dann werden alle, die ihm glauben, den Weg in den Himmel finden, und meine goldenen Säle und schönen Gärten werden voll fröhlicher Menschen sein. Dann aber hat der liebe Gott weiter nachgedacht, wie er es am besten einrichten solle, daß er seinen Sohn als ganz kleines Kind auf die Welt schicke, und er hat

gedacht: Wenn ich ihn als einen Prinzen schicke, dann erschrecken die armen Leute und denken: Ach, das wird auch bloß wieder so einer, der Steuer haben will und einen einsperrt oder prügelt. Das mache ich nicht, dachte der liebe Gott. Ich schicke ihn als Kind von einer ganz armen Frau, dann fürchtet sich keiner vor ihm, dann denken sie alle, ach der — was kann uns der tun? Aber wenn er größer werden wird, nimmt er sie doch alle! So hat der liebe Gott gedacht, und so hat er getan. Damals lebte auf der Welt die allerschönste und allerheiligste Frau — die hieß Maria. Ihr schickte der liebe Gott seinen Jesusknaben zu Weihnacht. Sie war aber so arm, daß sie in einem Stalle wohnte, in dem Kühe und Schafe waren, und doch war sie viel, viel mehr, als deine Mutter ist und als die Frau Kaiserin ist. Und sie nahm das Kind, wickelte es in Windeln und legte es auf Heu und Stroh. Dann beugte sie sich über das Kind, und sie wußte: es ist Jesus, der Sohn Gottes. Und wie das Kind größer wurde, hat es Millionen und vielen Millionen Menschen den Weg zum Himmel gezeigt.“

Plotildis hatte zugehört, immer rascher und immer heftiger atmend. Als Günther endete, brach sie in Tränen aus: „Ich bin dumm — ich bin dumm!“

Er faßte sie erschüttert an der Schulter.

„Plotildis!“

Er sagte ihren Namen in tiefer Wärme, sonst sagte er nichts.

„Laßt mich — laßt mich!“ schluchzte sie, bog in einen Seitenpfad ein und war davon.

Langsam ging er nach Hause.

Wie verwandelt war ihm alles! Was war für eine schwere Unruhe und doch für eine süße Freude in seinem Herzen. Wie eng, wie schmal, wie dumpf war die Stube.

Ein rosenrotes, aber erschreckendes Licht ging ihm auf.

„Ich liebe sie — ich liebe sie!“

Das zehnte Kapitel.

Eine ganz neue Auffassung über Zweck und Ziel seines Aufenthaltes auf der Insel der Einsamen war in Günther erstanden. Was nützte es, wenn er einer verbitterten, in sich gebrochenen Frau zu ihrer späten Rache verhalf? Er konnte toten Herzen das Leben nicht wiedergeben, nicht ihr, nicht ihrem hingeopferten Gemahl. Aber ein lebendiges Herz, eines, das ausgestattet war mit allen Schätzen junger Kraft, das konnte er erretten vor dem Tod der Vereinsamung, konnte es loslösen von den Sklavenketten, in die Wahn und Unvernunft es schmieden wollten, und es in die blühenden Gärten der Kultur und Freiheit geleiten.

Vielleicht auch in den Rosengarten der Liebe?

Da begann der Zweifel. Dieses Mädchen war noch ein Kind, ohne das heimliche, unbewußte Sehnen der Jungfrau; es tanzte zwischen all den tollen Lügen des Lebens, die es umgaben, und ließ sich von ihnen ebensowenig anfechten, wie es einem Einfluß junger Liebe zugänglich sein würde.

Klotildis lachte über alles: nur über eines lachte sie nicht — über das Kind.

War an dem Körbchen des Kleinen ihr Frauentum erwacht? Zeigte ihr das winzige Menschlein mit seinem Händchen eine neue Straße? Und wenn das so war, würde er ihr auf dieser neuen Straße begegnen?

Schleppend langsam verging der nächste Vormittag. Dörte richtete das Mittagsmahl und verschwand; Günther saß am Fenster und spähte und wartete. Es fing schon an zu dunkeln — sie war immer noch nicht gekommen. Da hielt er's nicht länger aus. Mit einem schnellen Entschluß schlug er den Weg nach der Siedelung des Einöders ein. Er überkletterte die Mauer und wandte sich kurzerhand nach dem Hause. Auf sein Klopfen kam die heraus, die er gesucht hatte — Klotildis. Sie ging mit ihm auf die Wiese.

„Sie haben sich furchtbar gezannt — der Einöder und seine Frau.“

„Warum?“

Sie war verlegen.

„Ich habe es nicht richtig begriffen,“ gestand sie; „die Frau sagt, sie will das Kind taufen lassen, der Einöder sagt, er läßt es nicht taufen.“

„Warum will er es nicht taufen lassen?“

„Er sagte zu ihr: Mach' nur wieder so eine kleine Himmelsbraut aus dem Kind, dann wirst du wohl sehen, wie lange es uns bleibt. Sieben Kinder habe

ich taufen lassen und verloren; das achte lasse ich nicht taufen; ich will es behalten. So sagt er!"

"Das ist ein sehr törichter Standpunkt vom Einöder!"

"Aber er besteht darauf; er ist wütend davon-gelaufen, ich glaube gar hinüber auf die Insel, was er sonst nicht tut."

"Und die Frau?"

"Sie weint und jammert."

"Hm!"

"Was — hm? Mit Hm ist gar nichts gesagt."

"Was soll ich sonst sagen?"

"Wenn Ihr nichts anderes wißt, als Hm, dann sagt lieber gar nichts," sagte sie verdrossen.

"Oho, Jungfräulein, wißt Ihr etwa was Besseres?"

"Ich weiß, daß ich nichts vom Taufen verstehe, aber daß ich zu der Frau halte."

"Das wird ihr in diesem Falle nicht viel nutzen."

"Wohl wird es nutzen: ich werde das Kind taufen lassen — so, wie es die Frau will — von einem Priester in der Stadtkirche."

"Sapperlot, wie wollt Ihr das anstellen? Wie wollt Ihr das Kind herausbekommen? Wenn Euch der Einöder erwischt —"

"Dann schlägt er mich vielleicht tot," sagte sie. "Das weiß ich schon, denn er ist ein furchtbarer

Grobian. Er hat vorhin gebrüllt, daß das Haus gezittert hat. Da habe ich ihn hinausgeworfen."

"Ihr habt ihn hinausgeworfen?" fragte er belustigt.

"Ja, ich habe ihm gesagt, er sei ein Vieh. Er brülle sein Kind tot. Vielleicht hätte er seine anderen sieben Kinder auch tot gebrüllt. Da ist er wie rasend auf und davon."

"Nun — und weiter?"

"Jetzt, sagte seine Frau, spricht er mit ihr ein paar Monate lang nicht. Er ißt sein Essen in der Scheune und schläft auf dem Heuboden. Und das ist gut."

"Wieso?"

"Nun, da kann man doch das Kind abholen, kann es taufen lassen und wiederbringen, ohne daß der Mann was merkt. Und die Frau wird sich nicht mehr grämen."

Seine Augen leuchteten.

"Ihr seid ein sehr tüchtiges Mädchen!" sagte er bewundernd.

Sie rümpfte ein wenig die Nase, entgegnete aber nichts anderes als: "Ihr werdet doch mitmachen?"

"Bei dem Taufen? Aber gewiß! Und Kajetan wird uns natürlich fahren. Er wird das doch tun?"

"Kajetan tut alles!" sagte sie.

Er sann ein Weilchen nach, wurde ein wenig rot aus Freude über einen Einfall, der ihm kam, und sagte:

„Klotildis, wir werden das Taufen anmelden müssen. Wir sind die Paten und müssen vorher dem Priester sagen, daß wir mit einem Kinde zur Taufe kommen werden. Also müssen wir vorher einmal nach der Stadt fahren — ohne das Kind.“

„Dann fährt nur allein hin,“ sagte sie gleichmütig; „es ist schon genug, wenn einer das ausrichtet.“

Sein Plan war gescheitert.

„Ihr fürchtet Euch wohl, zweimal zu fahren,“ sagte er enttäuscht.

„Ich fürchte mich gar nicht,“ entgegnete sie; „aber ohne Not verlasse ich die Insel nicht. Da hat mein Vater ein Recht darauf.“

Er schwieg. Klotildis ging noch einmal auf kurze Zeit zurück ins Haus, dann machte sie sich mit ihm auf den Heimweg. Unterwegs unterrichtete sie ihn über ihren Plan. Der Einöder mußte alle Jahre acht Tage Fronarbeit auf der Insel leisten. Das war das einzige Entgelt, das er dem Grafen als Pachtentschädigung für seine Siedlung entrichtete. Jetzt war die Zeit dieses kurzen Frondienstes gekommen. Er bestand meist darin, daß der Einöder Bäume auf der Insel rodete.

„Ist er nun auf der Insel,“ sagte Klotildis, „so können wir, sobald es dunkelt, das Kind abholen, und wenn wir zurückkommen, schläft er längst auf dem Heuboden.“

Günther unternahm es, mit Kajetan zu unterhandeln, und traf den erschrocken Schiffer auch an, als er eben einige Säcke Mehl in seinem Kahn verstaute, die ihm der ebenso erschreckte Müller geliefert hatte.

*

Kajetan, der Schiffersmann, landete mit seinem Kahn heimlich an der Halbinsel, die der Einöder bewohnte. Kajetan sah schlecht aus. Er war magerer geworden, und über seinem ganzen Wesen lag tiefe Schwermut. Das war kein Wunder; denn der Knecht der ihm an jenem 7. August abhanden gekommen war, hatte noch keinen Nachfolger gefunden und durfte nach des Grafen Befehl auch keinen finden. So mußte der beschauliche Philosoph alle seine Arbeit selber tun, und das war die Ursache von seinem trauervollen Gemütszustande.

Wie er jetzt so in seinem Kahne saß, halb in einem Ufergebüsch verborgen, dachte er nach über sein mühseliges Schicksal und verwünschte im stillen Günther, mit dessen Erscheinen alles Unheil seinen Anfang genommen hatte. Er hatte trübe Ahnungen, auch die heutige Fahrt werde zum Unglück ausschlagen, denn nicht bloß, daß er das Inselgesetz schwer hinterging, er zog sich auch die Rache des Einöders zu, der nach dem Volksgerücht ein Totschläger sein sollte. Hätte ihn nicht der Junker beim Schmuggeln erwischt

und ihn so in seiner Hand gehabt, er wäre nie auf die Fahrt eingegangen, schon deshalb nicht, weil es ihm durchaus keinen Spaß machte, einen mit drei großen und einer kleinen Person belasteten Kahn zu rudern. Stromab hatte das ja nicht viel zu sagen, aber er mußte die Gesellschaft leider auch stromaufwärts wieder zurückbringen. Ja, wenn er den Knecht noch hätte oder wenn seine Frau noch bei ihm wäre, dann hätte er sich den Gulden, den ihm der Junker versprochen, gern verdient. So aber war es ein Sammerleben! —

Rajetan mußte lange sitzen, ohne daß sich etwas ereignete. Endlich aber drang aus dem Gebüsch ein dünnes Kindergeschrei. Der Fischer verzog das Gesicht. Es gab sicherlich keine unbequemere Konterbande als ein kleines Kind. Solch Ungeheuerlein quälte eben darauf los und kümmerte sich nicht um die Angste eines gefährdeten Schiffers.

„Pst! Pst!“ machte Rajetan, „wirst du wohl still sein, du Balg! So haltet ihm doch den Mund zu, Klotildis!“

„Halte dir deinen Mund zu!“ sagte die holbe Patin, die ein dickes Federbündel in den Armen trug, und stieg in den Kahn. „Günther, gebt die Decken her; wir müssen es noch gut verpacken!“

Das Kind schrie aufs neue.

„Ich weigere mich, zu fahren, wenn es nicht augenblicklich still ist!“ sagte der Schiffer voll Unmut.

„Günther, bitte, gebt ihm doch eine Ohrfeige!“ entgegnete Klotildis gelassen. „Ich habe die Hände nicht frei, sonst täte ich es selber!“

„Schweig' jetzt,“ befahl Günther dem Schiffer, „und stoß' ab!“

Rajetan gehorchte murrend dem Befehl, und bald schwamm das Boot, von der Strömung getragen, der Stadt zu. Es dunkelte schon, aber die Ufer waren noch gut zu erkennen.

Als der Fluß die erste Biegung machte, schaute Klotildis auf. Sie war in einer neuen Welt. Diese Wälder, diese Hügel hatte sie noch nicht gesehen. Seit vielen, vielen Jahren war sie noch nie so weit von ihrem Vaterhause entfernt gewesen wie jetzt. Das Knäblein schlief; sacht glitt der Kahn dahin.

„Sieht es so in der Welt aus?“ fragte Klotildis.

„Diese Welt,“ entgegnete Günther, „gleicht wohl ganz der Eueren: Wald, Wiese, Feld, ein paar Bauernhütten dazwischen. Die Welt der großen Städte freilich ist eine ganz andere.“

„Ich kann mich an die große Stadt nur ganz dunkel erinnern. Es waren viele Diener da und Soldaten und große Häuser. Wien hieß die Stadt. Es ist wohl sehr weit bis dahin?“

„Nicht so weit wie in meine Heimat.“

„Lebt Eure Mutter noch?“ fragte sie leise, „die gute Frau, die Euch die schöne Weihnachtsgeschichte erzählt hat?“

„Sie lebt noch, und sie wird sich wohl schon sehr ängstigen um ihren Wildfang, der in die Welt gereift ist und gar nichts von sich hören läßt. Ich habe gestern einen langen Brief an sie geschrieben und will heute die Gelegenheit benutzen und ihn in der Stadt der Post übergeben.“

„Einen Brief?“ fragte sie nachdenklich. „Könnt Ihr denn Briefe schreiben?“

„Manu — ob ich Briefe schreiben kann? Der Dichter kann sogar lange Gedichte schreiben. Galtet Ihr mich für weniger gebildet als den Dichter?“

„Ich weiß es nicht. Aber die Gedichte sind alle Unsinn, und wenn man einen Brief an seine Mutter schreibt, das darf doch kein Unsinn sein. Wollt Ihr mir einmal den Brief zeigen?“

„Er ist schon geschlossen,“ sagte er, reichte ihr aber das Schreiben hin. Sie betrachtete die Aufschrift.

„Was steht hier geschrieben?“

„Die Adresse!“

„Was ist das?“

Er sah sie mit seinen treuherzigen Augen an und sagte:

„Klotildis, der Weg bis zur Stadt ist noch lang.“

Wenn es Euch recht ist, erzähle ich Euch eine Geschichte. Ich werde Euch erzählen, wie dieser Brief von mir bis zu meiner Mutter reist.“

„Ja,“ nickte sie.

„In der Stadt ist ein Haus, das heißt die Post. Darin wohnt ein Mann, der heißt Posthalter. Dem bezahle ich etwas für die Mühe, daß er mir den Brief befördert, und er nimmt ihn an. Am anderen Morgen hält vor seiner Thür ein großer gelber Wagen mit zwei oder gar mit vier Pferden bespannt. Auf dem Boß sitzt ein Mann in einer schmutzen Uniform, das ist der Postillon. Dem übergibt der Posthalter meinen Brief; der Postillon bläst in sein Horn und fährt mit dem Briefe davon.“

„Ah — aber er hat noch andere Briefe, und es fahren auch Leute mit; wozu brauchte er sonst vier Pferde?“

„Richtig! Er nimmt allerhand Sachen und Personen mit und fährt damit bis zur nächsten Stadt. Dort ist wieder eine Post und ein Posthalter, dem liefert er die Briefe ab —“

„Und der schickt sie weiter. Und das geht immer so von einer Stadt zur anderen, bis der Brief bei Eurer Mutter ist?“

„So ist es!“

„Das ist schön! Das ist sehr schön eingerichtet!“

„Es gibt viel schöne Dinge in der Welt, Klotildis!“

Sie senkte betrübt den Kopf.

„Ich glaube, mit das Schönste ist, wenn man lesen und schreiben kann.“

Sie erbarmte ihn, und er wollte etwas Tröstliches sagen; aber Rajetan kam ihm zuvor. Er sagte:

„Meine Frau konnte lesen und schreiben; sie gehörte zu den gebildeten Leuten.“

„Halt den Mund, Rajetan!“ gebot ihm Günther unwirsch, aber Klotildis entgegnete ihm:

„Er hat ganz recht! Ich gehöre zu den Dummen!“

Er widersprach ihr heftig.

„Wenn Ihr überhaupt einmal etwas Dummes gesagt habt, so war es diese Bemerkung. Ihr wißt sehr wohl, wie oft Eure Klugheit größer ist als meine. Euch fehlt nur ein Lehrer.“

„Ich werde nie einen haben.“

„Ihr werdet sehr bald einen haben,“ sagte er fest.

„Euch?“

„Ja, mich!“

„Wohl! Ihr habt mich schon so schön belehrt über Weihnachten und über die Taufe.“

„Ich werde Euch noch weiteres erzählen vom Christentum. Ich bin, weiß Gott, kein Musterchrist; aber ein schwacher Führer ist besser als gar keiner. Ich werde Euch auch noch manches andere beibringen, solange ich auf der Insel bin, manches, was schön und von Nutzen ist.“

„Wenn Ihr das wollt, seid Ihr gut!“ sagte sie dankbar.

Friedlich rann der Strom. Kaum, daß ein Lüftchen die Stirnen der schlafenden Berge säfelte; die Uferwälder träumten ins Wasser hinein, hier und da funkelte ein Licht golden von einer einsamen Halde her. Und der tiefe Friede war auch im Boot, darin ein junges Menschenkind zum heiligen Brautfest der Seele fuhr, hin zum Königsschloß, wo ihm der gekrönte Herr der Welt die Hand aufs Haupt legen und es sein Kind nennen würde.

„Jetzt sind wir wohl schon sehr, sehr weit fort von Hause?“ fragte Klotildis.

„Ich wollte, Ihr wäret überhaupt fort von Hause,“ entgegnete Günther.

„Wie könnt Ihr so etwas sagen?“ fragte sie erstaunt. „Ich werde meinen Vater nie verlassen.“

Da schwieg er.

Als der Fluß abermals eine scharfe Biegung machte, schrie Klotildis vor Überraschung leise auf. Die Stadt war vor ihnen. Hundert Lichter funkelten und spiegelten sich im Wasser.

„Oh, ist das schön! Ist das schön!“ rief sie voller Entzücken.

Sie sah unverwandt nach der Stadt, die sich vom Flußufer aufwärts an der Hügelkette aufbaute. Günther überließ sie ihrem Staunen und schwieg.

Als sie gelandet waren, ging er ihr dicht zur Seite. Rajetan schritt voran und zeigte den Weg. Klotildis trug das Kind. Aber sie setzte nur zögernd, Schrittlein um Schrittlein, einen Fuß vor den anderen. Die Seltsamkeit dieses städtischen Gemeinwesens schlug sie ganz in Bann. Sie atmete tief und blieb oft vor Verwunderung stehen. Die hohen Häuser bestaunte sie, die beleuchteten kleinen Fensterauslagen, die gepflasterte Straße, die goldene Brezel vor Bäckers Haus, die riesige blaue Traube vor dem Wirtshaus, die Negergruppe vor der Südfrüchthandlung, den Neptun auf dem Marktplatz, der Wasser aus seinem Dreizack spritzte.

Am allermeisten aber erstaunte sie über die Kinder. „Ein kleiner Mann — so ein kleiner Mann!“ rief sie, als sie einen Knaben sah, und als sie einem etwa zehnjährigen blondköpfigen Mädchen begegnete, war sie so außer sich, daß sie das Federbündel mit dem Täufling auf die Straße legte, zu dem Mädchen hinlief und sagte: „Laß dich einmal angreifen, du schöne, kleine Frau!“

Das Kind wollte scheu zur Seite weichen, aber Klotildis umschlang es mit beiden Armen und küßte es leidenschaftlich. Dann löste sie eine goldene Kette von ihrem Hals, gab sie dem Kinde und sagte: „Das schenke ich dir, du süße, kleine Frau.“ Nun wurde das Kind zutraulich, und ganz verwirrt vor Glück

über das reiche Geschenk, und neugierig geworden ob der seltsamen Leute, ergänzte das muntere Ding den Taufzug, ging mit und wurde immerfort von Klotildis mit leuchtenden Augen betrachtet.

„So ein zierliches Mädchen waret auch Ihr, Klotildis, als Ihr von Wien kamet.“

„Oh, das kann nicht sein! So schön und klein bin ich nie gewesen, und diese Stadt ist auch viel größer und herrlicher als Wien.“

Da erkannte er, in welcher grausamer Weise sie Hunger gelitten hatte an Geist und Herz.

Der kleine Taufzug kam in eine schmale Gasse und gelangte auf einen Friedhof, in dessen Mitte das Gotteshaus aufragte. Klotildis machte einige Schritte auf dem Gottesacker und fuhr dann erschrocken zusammen.

„Oh — oh — da! — da!“

„Was ist Euch denn, Klotildis?“

Sie war totenblaß.

„Ein Mann —“ hauchte sie; „ein Mann ist angenagelt!“

Aus dem Dämmer Schatten zwischen zwei Linden ragte ein hohes Kreuz auf.

„Das ist ja nur ein Kreuz!“ sagte das Kind verwundert.

„Er — er — ist angenagelt!“ wiederholte Klotildis, Todeschreck in den Augen. Günther faßte sie

am Arm und zog sie mit fort. „Ich werde Euch alles erklären, Klotildis; Ihr empfanget heute zu viel neue Eindrücke.“ —

In der Kirche war es fast ganz finster. Nur die ewige Lampe brannte vor dem Hochaltar, und beim Taufstein flimmerten ein paar Kerzen. Die tiefe Blässe blieb auf Klotildis' Wangen, ihr Atem ging schnell. Mit scheuen, verständnislosen Augen folgte sie der heiligen Handlung, und als sie der Priester aufforderte, das „Vater unser“ laut mitzusprechen, sagte sie unter Tränen:

„Verzeiht mir — ich kann es nicht!“

Sie war auch sonst unfähig, irgendeiner Weisung zu folgen, ja, sie zitterte so, daß ihr der Kirchendiener das Kind abnahm und es in Günthers Arme legte. Gesenkten Hauptes, in tödlicher Scham, schlich Klotildis vom Taufstein weg und setzte sich halb ohnmächtig in eine Bank. Der Geistliche winkte ihr, sie möge zurückkommen, aber sie sah es nicht; sie sah nur auf das rubinrote Licht vor dem Altar. Das fing vor ihren Augen zu schwingen an und beschrieb zuletzt einen großen feurigen Kreis, und mitten in dem Kreis sah Klotildis wieder die erschütternde Erscheinung — des angenagelten Mannes. Da erhob sie sich und floh aus der Kirche, noch ehe jemand es hindern konnte.

So wurde nach beendetem Taufakt der Täufling

schließlich vom Fischer Rajetan aus der Kirche getragen, während Günther sich eiligst aufmachte, um nach Klotildis zu suchen. Er fand sie auf dem Marktplatz auf den Stufen des Neptunbrunnens sitzen, und der alte Wassergott sprühte silberne kleine Tropfen auf sie.

Günther trat zu ihr und legte die Hand auf ihre Schultern. Sie zuckte zusammen. Erst nach einer Weile war sie fähig, zu sprechen.

„Warum habt Ihr mir das angetan; warum habe ich mich so schämen müssen?“

„Ihr braucht Euch nicht zu schämen, Klotildis!“

Sie wollte sich nicht trösten lassen. Da kam das kleine Mädchen heran, stellte sich mit neugierigem Gesichtlein vor Klotildis hin und fragte mit stockender Stimme:

„Gelt — gelt, Ihr seid — Ihr seid eine heidnische Prinzessin?“

Das elfte Kapitel.

Dörte, das Wasserweib, saß am Fenster ihres Häuschens und nähte. Alle halben Minuten aber hob sie den grauen Kopf und spähte hinaus auf den Wiesentweg, ob nicht jemand daherkomme. Dörte stand oder vielmehr sie saß auf Posten. Sie hatte ein Geheimnis zu hüten, und dieses Geheimnis betraf Günther und Klotildis.

Die beiden saßen an Dörtes rundem Tisch und — — buchstabierten. Vor ihnen lag eine Fibel und eine Schiefertafel mit einem Griffel, die Utensilien, wie sie sonst kleine Kinder haben, die die ersten forschenden Schritttchen in die unermesslichen Gebiete der Gelehrsamkeit tun. Günther hatte die nützlichen Gegenstände, die selbst für den größten Dichter, den tiefsten Gelehrten, den weisesten Staatsmann Fundament und Ausgangspunkt alles geistigen Seins bedeuten, für Klotildis gekauft an jenem Abend, als sie auf den Stufen des Neptunbrunnens bittere Tränen vergoß über ihre Unwissenheit.

Nun saß er bei ihr und brachte ihr mit Zartheit

und Geduld bei, daß ein „i“ und ein „n“, wenn sie beisammen stehen, „in“ bedeuten, während ein „m“ und ein „u“ das schöne Wort „mu“ ergeben.

Manchmal lachte sie, manchmal kamen ihr auch Tränen in die Augen. Anfangs schämte sie sich peinlich; aber ihr Eifer war stärker als das Gefühl der Beschämung, und Günther war ein so höflicher und liebreicher Lehrer, daß sie volles Vertrauen zu ihm faßte. Sie begriff äußerst rasch, hatte ein eisernes Gedächtnis und machte schnelle Fortschritte. Und als sie eines Tages mit nicht allzu vielem Stammeln lesen konnte: „Der Baum blüht. Der Himmel ist hoch. Die Katze fängt Mäuse,“ drei Sätze, die nach einer ganz seltsamen Logik in dem Büchlein zusammenstanden, kam Dörte herbeigelaufen, schlug die Hände zusammen und schrie: „Klotildis, Ihr seid das klügste Mädchen von der Welt!“ Dörte meinte das ehrlich; denn sie hatte vom Lesen keine Ahnung und würde die schwere Kunst auch nie begriffen haben.

Schwer ging es mit dem Schreiben. Es zeigte sich, daß Klotildis' Hände für feine Fertigkeit, wie sie z. B. die kunstvolle Herstellung eines kleinen „g“ erfordert, ganz unvorbereitet waren. Das Mädchen konnte ein Roß tummeln, eine Büchse abfeuern, einen Stein schleudern, eines Fuchs ausgraben, aber aller feinere Dienst war ihren Fingern fremd. Der

Schweiß perlte ihr oft von der Stirn, wenn sie sich bemühte, einen besonders schweren Buchstaben nachzumalen, und da sie sehr aufdrückte, quietschte der Griffel so abscheulich, daß Mutter Dörte, die leicht zu Kopfschmerzen neigte, sich während der Schreibstunden die Ohren verband. Die Zipfel des Tuches standen dann in die Höhe wie zwei Ohrenbüschel, und da Dörte auch eine Brille mit großen runden Gläsern trug, war sie von einem Uhu schwer zu unterscheiden. Wie lachte da oft der junge Lehrmeister, um aber gleich wieder zu seiner Lehrerpflicht zurückzukehren. Er nahm es sehr genau damit. War ein Wort, eine Buchstabenverbindung gar zu schwer, dann führte er seiner Schülerin die Hand, und es kam vor, daß Klotildis sagte: „Junfer, Ihr presset ja meine Hand so, daß ich nicht schreiben kann!“ worauf Mutter Dörte ermahnte: „Mußt Geduld haben, Töchterchen, Geduld! Es wird schon werden!“ Nach und nach blieben denn auch auf dem Gebiet des Schreibens die erfreulichen Erfolge nicht aus, und als es der Schülerin das erste Mal gelungen war, ein Gebilde auf die Schiefertafel zu zaubern, das jeder wohlwollende Sachverständige als „Klotildis“ gelesen hätte, wurde sie feuerrot vor Glück, legte den Griffel hin, zeigte mit ihrer kleinen Hand auf die Schrift und sagte mit einem glücklichen Aufseufzen: „Ich kann meinen Namen schreiben!“ Wieder kam Dörte an

den Tisch und sagte, daß sie alle ihr Lebtag noch keine so schöne Schrift gesehen habe.

Mit dem Rechnen ging es sehr leicht. Da beteiligte sich meist auch das Wasserweib am Unterricht. Diese brave Wittib von der Insel der Einsamen meinte, daß alles andere Rechnen als mit Geld zwecklos und unsinnig sei. Sie stellte auch selbst oft Aufgaben, und diese waren manchmal sehr eigenartig, so, wenn Mutter Dörte aufgab: Ein Töpfchen mit Blumenerde vom Liebesbrunnen kostet einen Taler; wieviel bringen zwei Töpfchen ein? „Zwei Taler,“ antwortete Klotildis. „Falsch!“ schrie Mutter Dörte. „Zwei Töpfchen bringen $\frac{1}{2}$ Taler, denn $1\frac{1}{2}$ Taler zieht sich der Lump, der Rajetan ab.“

Aber auch Anschauungsunterricht betrieb Günther mit Klotildis. Er hatte ein Bilderbuch gekauft, eine Art „Orbis pictus“, und nun führte er seiner Schülerin hundert Dinge vor, von denen sie nie etwas gehört und gesehen hatte: ein Segelschiff, einen feuerspeienden Berg, fremde Tiere und Pflanzen, Geräte, Landschaften, Städtebilder. Er kleidete seine Erklärungen meist in Form von kleinen Geschichten, die fast immer mit Frage und Antwort, Rede und Gegenrede endeten.

Manches war ihr unbegreiflich.

„Was wollen die Leute in den fremden Ländern, nach denen sie auf ihren Schiffen fahren?“

„Ach“ — sagte Günther; „im Grunde genommen wollen sie Geld verdienen. Sie wollen allerhand Waren billig einkaufen und zu Haus teuer verkaufen.“

Das verstand sie nicht.

Goldene Münzen, meinte sie, seien schön. Man könnte sie vielleicht um den Hals hängen oder einen schönen Gürtel aus ihnen machen oder sie in die Haare befestigen. Das sehe gut aus, aber doch nur für die Frauen, und deswegen fahre man nicht viele Wochen lang auf dem Wasser.

Er fand es schwierig, ihr die Bedeutung des Geldes klar zu machen. Schließlich brauchte er den Schiffer Rajetan als Anschauungsmittel.

„Er kaufte der Mutter Dörte ein Töpfchen Blumen-erde um einige Groschen ab und verkauft es für einen Taler. Dadurch verdient er Geld.“

„Er ist ein dummer Kerl!“

„Der und dumm!“ sagte Mutter Dörte und pfiff durch die drei Zähne, die sie noch hatte.

„Geld verhilft zu manchem!“ dozierte Günther. „Wird Rajetan einmal fortgejagt und hat er Geld, so kann er sich überall ein Haus kaufen und unterkommen; hat er keines, so nimmt ihn niemand auf.“

Das Mädchen wurde rot im Gesicht.

„Aber so haben doch nur die schlechten Menschen Geld, die, die heimlicherweise Unrecht tun. Denn

wenn Rajetan ehrlich wäre, hätte er kein Geld. Und fremde Menschen sollten lieber einen ehrlichen Fischer aufnehmen, der kein Geld hat, als einen Schleichhändler, der welches hat.“

„Da mag schon manches Wahre daran sein,“ sagte der „Herr Lehrer“ verlegen; „aber es läßt sich nicht ändern.“

Berdrossen blätterte Notildis in dem „Orbis pictus“. Sie schlug das Bild einer städtischen Straße auf.

„Wo leben eigentlich die Menschen, die in diesen Häusern wohnen?“

„Nun, in den Häusern.“

„Ja, da essen und schlafen sie. Wo sind sie aber am Tage?“

„Auch in den Häusern?“

„Haben sie denn etwas Böses getan?“

„Nein!“

„Warum sind sie denn alle eingesperrt?“

„Sie haben nichts anderes, wo sie leben können, als diese Häuser. Sie arbeiten, leben und sterben in den engen Stuben. Nur Sonntags gehen sie manchmal ein Stückchen ins Freie. Sie kennen nichts anderes.“

Sie sagte nicht gleich etwas; dann meinte sie:

„Mein Pferd hat es viel besser als diese Menschen! Warum gibt der Kaiser nicht einen Befehl, daß sie

freigelassen werden, daß diese engen Häuser eingerissen werden?“

„Das tut er nicht.“

„Lebt er selbst so eingesperrt?“

„Das wohl nicht!“

Da schlug sie das Buch zu.

„Ich kann es nicht verstehen. Der Narr hat einmal ein Kottehlchen gefangen und in einen Kasten gesteckt. Da habe ich dem Lukas ein goldenes Armband geschenkt, daß er ihn durchprügelte. Den Kaiser wird er wohl nicht durchprügeln können?“

„Pst! Pst! So etwas darf man gar nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Der Kaiser ist der höchste Herr, von dem man nur mit großer Achtung sprechen darf.“

„Wenn man aber keine hat?“

„Hm,“ sagte der Herr Lehrer verlegen, „dann muß man sich zu behelfen suchen.“

Sie schob das Buch beiseite.

„Erzählt mir lieber etwas.“

„Ja! Ich werde Euch heute von einem weisen und tapferen Manne erzählen, der Julius Cäsar hieß.“

„Was war er für einer?“

„Er war ein Römer.“

„Ich will nichts von den Römern — nichts — nichts — sie sind schlecht — sie sind abscheulich — — erzählt mir wieder von Hannibal.“

So erzählte er zum hundertsten Male die Geschichte von dem großen Karthager, der die Römer bezwang. Er zeigte ihn in seiner ganzen Glorie, insonderheit wußte er den Übergang über die Alpen in den blühendsten Farben und bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern. Wenn sich aber das Schicksal des Afrikaners gen Zama wandte, dann flammte ihre Leidenschaft auf und es brach ein so glühender Haß gegen die Römer und ihren siegreichen Scipio durch, daß sich Günther nur mit einer argen Geschichtsfälschung helfen konnte, indem er berichtete, jener böse Scipio sei nachmals von Hermann dem Cherusker aufs jammervollste besiegt und mit dem Schwert mittendurch gespalten worden.

„Das geschah ihm recht!“ seufzte da Klotildis dann allemal auf.

Bielmals unterwies Günther seine Schülerin auch auf langen Spazierwegen, die sie machten. Er sprach mit ihr von allem, wonach ihre Seele verlangte. Der Graf hatte seine Tochter ob dieser Spaziergänge scharf zur Rede stellen wollen, aber sie hatte ihn so herzlich ausgelacht, daß er sich mit einem Brummen abgewandt und nichts weiter gesagt hatte. Nur der Oberst betrachtete beide mit spöttischen Augen, wenn er ihnen einmal begegnete, und der Narr plärte ein paarmal hinter ihnen her. Die Bauern streckten die Hälse, wenn Günther und

Plotildis an ihren Hütten vorbeikamen. Was war das für ein jammervolles Leben, das diese Leute führten! Im Sommer hatten sie Arbeit, aber nun im Winter drosten sie nur ein paar Stunden des Tages und saßen dann stumpfsinnig in ihren engen Stuben ohne Unterhaltung, ohne ein Buch. Die meisten waren halb verblödet. Die einzige Abwechslung, die sie hatten, war, daß ein Nachbar dem andern einen Pöffen spielte, und in öden Feindseligkeiten und Zänkereien bestand das ganze Winterleben dieser Armen. — —

Auf die eigentliche Aufgabe, derenthalben er auf der Insel geblieben war, vergaß Günther ganz. Er hatte einmal Gewissensbisse gefühlt und war zu der Blinden gegangen, um sich zu entschuldigen. Sie hatte ihn kalt empfangen und ihm gesagt:

„Amüsiert Euch nur weiter recht gut; ich rechne auf Euch nicht mehr!“

Das hatte er übel genommen und er war davon gegangen.

Ach, er konnte es ja nicht! Sein Herz war voll Liebe und Sehnsucht — wie sollte er der Rache dienen? — Sein Sinn war voll heißer Unruhe, wie konnte er kalthertzig verborgenen Fäden nachgehen, die auf ganz anderem Menschenland liefen, als jenes war, das seine jungen Augen suchten?

Oft, wenn er allein mit Plotildis war, packte es ihn übermächtig, das herrliche Mädchen in seine Arme zu ziehen und ihr zu gestehen, wie er sie liebte. Aber er brachte es nicht fertig, und er sagte sich, es würde viel leichter sein, wenn er nicht ihr Lehrer wäre. So brachte er es nicht über das Herz, mit ihr von junger Liebe und jungem Verlangen zu reden.

Einmal aber, als er wieder mit Plotildis in Dörtes Stube beim Bilderbuch saß, zeigte das Mädchen auf ein Bild und fragte:

„Was ist das für eine schöne Frau?“

„Das ist eine Braut!“

„Was ist eine Braut? Wer ist eine Braut?“

Er sann ein wenig nach und sagte dann:

„Ich möchte es Euch wieder mit meiner Mutter erklären. Die war einmal solch eine Braut. Sie war ein schönes Mädchen, vielleicht so schön, wie Ihr seid.“

„Bin ich denn schön?“ fragte sie.

„Ihr seid sehr schön!“ sagte er mit leisem Beben.

„Das freut mich!“ erwiderte sie. „Erzählt weiter!“

Er aber hatte den Faden verloren und ärgerte sich über ihre gar so große Harmlosigkeit.

„Ich glaube,“ sagte er verstimmt, „es ist besser, wenn ich Euch ein anderes Bild erkläre; das von der Braut versteht Ihr doch nicht.“

„Ei, warum nicht? Ihr habt es mir ja noch gar nicht erklärt.“

„Ich tue es auch nicht. Auf so etwas muß ein Mädchen von selber kommen.“

„Von selber? Wie kann das sein? Ich werde nie darauf kommen.“

Er zuckte verärgert die Achseln und schwieg.

„Warum seid Ihr so komisch? Warum macht Ihr solch ein brummiges Gesicht?“

Dörte humpelte vom Fenster her an den Tisch; hier war einer der Fälle eingetreten, wo Dörte zu Klotildis „Du“ sagte.

„Ich will es dir sagen, Töchterchen — eine Braut ist — ist — nun, zum Beispiel, ich bin einmal eine Braut gewesen — jaaa! — — und soweit eine recht saubere Braut — jaaa! — achtzehn Jahre alt — ach, und in dem Herzen hat es so gebummert — so — so — so — (sie pochte sich im schnellsten Tempo an die Brust) und alles wegen meinem Franzel — wegen meinem Bräutigam — jaaa! — Haha — guck, das Schätzkel — wie es staunt! — Natürlich zu einer Braut gehört auch ein Bräutigam. — Ganz närrisch sind sie ineinander — heiraten wollen sie sich — heiraten, immer beisammen sein, auch wenn sie keinen Pfennig Geld haben — weißt du, wie meine Tochter und der Jäger — ja, meine Tochter war auch eine Braut, — eine schöne Braut, wenn

du sie auch nicht im Hochzeitsstaat gesehen hast — und nun weißt du alles, Töchterchen, und wenn du selber eine Braut sein willst, dann — brauchst es bloß dem zu sagen, der neben dir sitzt —“

„Dörte! Was erdreistet Ihr Euch, Dörte?!“

Günther war wütend. Dörte verteidigte sich.

„Gott, gnädiger Herr Junker, ich seh' doch, daß Ihr Euch mit Bräuten keinen Rat wißt —“

„Dörte, ich verbiete —“

Ein herzliches Lachen von Klotildis unterbrach ihn. Da nahm er seinen Hut und war rasch zur Tür hinaus.

„Der ist ja wie von Sinnen heute,“ sagte Klotildis verwundert.

„Er ist bis an den Hals in dich verliebt, Töchterchen!“

„Was — was ist er in mich? Dörte, das mußt du mir erzählen.“

Und sie setzte sich zu der Alten und die erzählte ihr.

* * *

Günther machte indes einen Sturm Lauf rund um die Insel. Er war voll wilder Aufregung und wußte selbst nicht, was er wollte. Er rannte, blieb plötzlich stehen, ging ein Stück zurück, setzte sich auf einen Stein, stürmte wieder vorwärts, kurz, benahm sich albern, wie alle jungen Liebhaber sich benehmen.

Oh, diese Dörte, diese tölpische, freche Dörte! Manchmal hatte er das Gefühl, er solle hingehen und das alte Weib todschlagen; dann plötzlich verspürte er eher wieder Lust, ihr einen Dukaten zu schenken. An zwei Stunden lang schwankte er zwischen so wilden Gegensätzen, dann gewann der Zorn die Oberhand. Er rannte nach dem Hause des Wasserweibes zurück.

„Wo ist sie?“ rief er, als er die Tür aufriß.

„Hier bin ich!“ sagte Dörte seelenruhig.

„Ach, ich meine nicht dich, du alte Schalaster, ich meine Klottildis!“

„Das Kind ist eben nach Hause gegangen,“ sagte Dörte ruhig.

„Nach Hause gegangen? Dörte ich — ich —“

Er ballte die Hände.

„Was wollt Ihr denn, gnädiger Herr?“

Er ächzte.

„Warum — warum ist sie denn schon nach Hause gegangen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Dörte.

Da schenkte er ihr einen Dukaten.

„Ihr müßt mir — müßt mir alles sagen, was sie zu Euch gesagt hat.“

Dörte blinzelte ihn schlau an.

„Ihr werdet doch nicht verlangen, gnädiger Herr,

daß eine Frau eine andere in Liebesachen verrät, selbst wenn sie eine Schalaster ist.“

Da schenkte er ihr einen zweiten Dukaten.

„Ich will es ja nur im allgemeinen wissen, Dörte, so ganz nur von außen her, nur so zwei, drei Worte — du mußt ja nicht böse sein!“

Er klopfte sie zärtlich auf den breiten Rücken.

„Na, seht mal, liebe Mutter Dörte, Ihr seid doch eine kluge Frau, Ihr habt doch das mit dem Jäger und Eurer Tochter auch —“

„Pst! Pst!“

„Nun ja, ich verrate ja nichts. Aber ein wenig helfen müßt Ihr mir. Was hat sie gesagt, Mutter Dörte?“

Da pflanzte Dörte ihre dicke Figur stattlich vor ihm auf und sagte:

„Herr Junker, soll Euch ein altes Weib sagen, wie es um Eure Liebe steht? Wird es Euch nicht aus einem anderen Munde lieblicher anzuhören sein?“

Dörte sagte diese Worte schön und feierlich. Da schlug selige Hoffnung in Günthers Herz, und nachdem Dörte einen dritten Dukaten erhalten hatte, war er wieder draußen und stürmte abermals über die Insel. — — —

Das Wasserweib zog derweil einen Strumpf aus ihrem Bett, steckte die drei Goldstücke hinein, schürte

dann das Feuer im Ofen, träumte in die rote Glut und schüttelte den grauen Kopf —

„Närrisches Volk — heute wie gestern — in der großen Stadt, wie auf der einsamen Insel — immer dasselbe — immer dasselbe!“

Es wurde finster. Dörte schlief am Feuerherd ein.

Da wurde zum drittenmal ein Lauschergezicht am Fenster sichtbar. Die Alte merkte nichts; sie schlief fest.

Leise wurde die Tür geöffnet. Die dürre Gestalt des Narren wurde sichtbar. Er schlich krumm und gebückt näher. Der letzte Abendschein beleuchtete matt sein Gesicht, aus dem die Augen beobachtend auf die Alte glimmten. Nun war er am Bett; nun zog er den Strumpf heraus — — —

Im nächsten Augenblick rollte eine Anzahl Geldstücke klirrend und klingend über den Fußboden —

Die Alte erwachte. Sie schrie. Sie stürzte sich auf den Dieb. Sie rief laut um Hilfe. Es entspann sich ein Kampf.

Der Narr machte sich frei.

„Gib mir das Geld!“ zischte er. „Ich weiß alles. Ich weiß, daß der Junker die Notizbücher lesen und schreiben gelehrt. Ich weiß, daß er sie heiraten will. Ich weiß, daß er dir viel Geld gibt. Ich werde alles dem Grafen sagen.“

„Du bist ein Teufel!“

Der Narr lachte, schleuderte die Alte beiseite, er-

griff den Strumpf, der noch zur Hälfte gefüllt war, und lief davon. — —

Dörte rang in einem Erstickenisanfall. Erst langsam erholte sie sich. Dann lief sie ratlos hin und her und rang die Hände. Nach einiger Zeit zündete sie ihr Öllämpchen an. Aber sie löschte es wieder aus. Endlich ging sie hinaus vor das Haus und kauerte sich am Liebesbrunnen nieder, der düster seinen Arm zum matterhellsten Nachthimmel streckte. In's kurze, welke Wintergras breitete Dörte ein Spiel Karten aus. Sie beugte sich tief hinab, um mit ihren alten Augen die Bilder zu erkennen, und fuhr mit welchem Finger über die Kartenreihe hin und her. Endlich schob sie die Karten zusammen. Kauernd blieb sie sitzen und saß so in Nachdenken lange Zeit. Dann erhob sie sich. Sie hatte einen Entschluß gefaßt.

* * *

Das Haus, das der Narr bewohnte, lag nicht weit vom Kapellenberg. Es war, wie die meisten Anwesen der Insel, nicht an dem öffentlichen Weg gelegen, sondern abseits hinter Gebüsch versteckt und nur auf einem schmalen Fußsteig zu erreichen.

Es war mitten in der Nacht. Solange die Sterne schienen, hatte der Narr vor seiner Hütte gesessen und immer wieder das geraubte Geld gezählt. Dazu

hatte er die letzte Flasche Brantwein ausgetrunken, die er in einem kleinen, natürlichen Felsenkeller aufbewahrt hatte. Als es ganz dunkel wurde, ging der Narr ins Haus und legte sich halbberauscht schlafen. Aber er schlief nicht lange. Er erwachte, wälzte sich lange ruhelos auf dem Lager, ächzte, seufzte und stand endlich auf. Er zündete zwei Talglichter an, stellte sie auf den Tisch, griff in eine verborgene Mauernische und zog ein Buch heraus. Es war ein Psalter. Und der Narr schlug das Buch auf und begann mit einförmiger, leiernder Stimme die Bußpsalmen zu lesen. Als er mit ihnen fertig war, stand er auf, seufzte tief und wollte ins Bett zurück. Aber er besann sich anders, setzte sich wieder an den Tisch und begann die Psalmen aufs neue. — — —

Da ging die Thür hinter ihm auf. Ein Spuk erschien, eine weiße Gestalt, deren Gesicht dicht verhüllt war. In der Hand hielt die Gestalt eine schwarze Rolle. Unbeweglich stand das Gespenst, indes der Narr die Psalmen las.

Da fuhr die kalte Luft von der Thür her ihn an. Er wandte sich um, sah den Geist, brüllte und fiel lallend zu Boden.

Die Gestalt richtete das schwarze Rohr auf ihn, schaute durch das Rohr lange auf den Wimmernden und sagte mit Grabesstimme:

„Ich sehe mit diesem Fernrohr in dein Herz!

Sühne, was du gesündigt hast! In vier Wochen komme ich wieder. Hast du dann nicht alles gut gemacht, dann erwürge ich dich!“

Als das Gespenst das gesagt hatte, verschwand es huschend durch die Thür, die offenstehen blieb und durch die kalte Nachtluft drang.

„Ein Fernrohr! — ein Fernrohr ins Herz,“ lallte der betrunkene Narr und fiel in krampfhafte Zuckungen.

Erst nach langer Zeit erholte er sich. Krank und verängstigt schleppte er sich über die Insel und legte den geraubten Geldstrumpf auf Mutter Dörtes Türschwelle. Dann schlich er weiter, grub zwei Kistchen voll Papiergeld im Walde aus und machte in seinem Hause damit ein Feuer an.

Das zwölfte Kapitel.

Gegen Morgen fuhr der Südwind daher und segte den Himmel blank. Ein warmer Vorfrühlingstag brach an. Günther, der wenig geschlafen hatte, steckte frühzeitig den Kopf durch das Fenster des Jägerhauses.

Das wäre ein Tag, nach ersten Beilchen zu suchen, fiel ihm ein, nach Lerchen auszuschaun oder im Weidengebüsch eine Flöte zu schneiden. Es war ihm kinderselig zumute.

Vielleicht erblühte im Sonnenlicht dieses Frühlingstages die blaue Blume seines Lebensglüdes; vielleicht mußte er nur warten, ehe er die Geliebte an sein Herz zog, bis der Frühling zurückgefunden hatte ins deutsche Land, weil er dabei sein wollte, wenn das reinste und schönste Mädchen im Reich das erste Mal die Augen aufschlug zum Himmel der Liebe.

Wie der Junker noch so in den rosenroten Morgen träumte, trat Lukas, der Polizist, hinter der Ecke des Hauses hervor, streckte Günther seine Lanze dicht vors Gesicht und sagte mit seiner schnauzigsten Stimme:

„Herr Junker, Ihr seid mein Arrestant! Macht keine Umstände und kommt mit, damit ich keine Brachialgewalt gegen Euch anwenden muß.“

Günther war fast überrascht, dann lachte er und sagte:

„Oho, Meister Lukas, Ihr wollt mich arretieren? Glaubt Ihr etwa, ich hätte den Magnetismus von Eurer Lanze fortgestohlen? Macht keine Flaufen und stört mich nicht!“

„Ich mache keine Flaufen und komme im Namen des Herrn Grafen, der mich nach Euch geschickt hat.“

Nun wurde Günther ernster.

„Im Namen des Herrn Grafen? Was will er von mir?“

„Ihr müßt vor das Inselgericht. Ihr habt Euch schwer vergangen.“

„Was habe ich denn getan?“

„Ihr habt Klodildis lesen und schreiben gelehrt, Ihr habt ihr den Kopf verdreht, Ihr wollt sie heiraten —“

„Halt's Maul, du Halunke! Du hast gehorcht und spioniert, du Schuft! Wart', ich komme hinaus und dresche dir das Fell!“

„Kommt lieber nicht!“ sagte Lukas etwas eingeschüchtert. „Denn ich habe es nicht selbst herausbekommen. Valentin, der Narr, hat es gestern abend

bei mir angezeigt, und es war meine Pflicht, es dem Grafen zu melden.“

„Der Narr? Woher weiß er es?“

„Er hat Euch belauscht.“

„Ich erschlage ihn. Und — und was ist mit Klotildis?“

„Die sitzt schon im Turm.“

„Lukas!“

Günther zog sich rasch vollends an und trat zu dem Polizeimann hinaus. Er drang in ihn, ihm alles zu sagen, und gab diesem Wunsch durch ein Trinkgeld den nötigen Nachdruck. Der Polizist konnte aber nicht viel mehr berichten, als daß der Graf bei der Meldung in ein böses Gelächter ausgebrochen sei. Dann sei Lukas fortgeschickt worden und hätte nur noch unter dem Fenster gehört, wie der Graf laut geschrien und Klotildis laut widersprochen habe. Verstehen habe er nichts können.

„Komm, Lukas!“

Sie gingen nach dem Schloß. Als sie beim Hause des Wasserweibes vorbeikamen, begehrte Günther, mit Dörte auf einige Augenblicke zu sprechen; aber Lukas sagte ihm bekümmert, Dörte sei verschwunden. Er habe den Auftrag gehabt, auch sie zu arretieren, aber sie sei nicht zu finden. Sie müsse sich irgendwo versteckt haben, und er werde sich nun die Beine müde laufen müssen, ehe er sie finden werde.

Im Schloß führte Lukas seinen Arrestanten in ein zu ebener Erde gelegenes großes Zimmer, dessen Fenster vergittert waren.

„Setzt Euch,“ sagte er; „ich werde dem Herrn Grafen melden, daß wir da sind.“

Er verließ die Stube und schloß von draußen ab. Günther hieb an die Tür an und protestierte laut; aber es nutzte nichts. Niemand hörte auf ihn.

Es vergingen wohl zwei Stunden. Da schloß Lukas die Tür wieder auf. Günther gönnte dem Polizeimann kein Wort und folgte ihm stumm nach dem oberen Stockwerk. Ein großes, nach Norden gelegenes, düsteres Zimmer tat sich auf. Hinter einem Tisch saß der Graf mit vier Inselrichtern. Zur Rechten saßen der Oberst und der Dichter, zur Linken der Müller, den Günther erst neulich beim Schmuggeln erwischt hatte, und der Schmied, von dem das Gerücht ging, daß er seine Frau erdrosselt habe.

Günther verneigte sich leicht vor dem Grafen.

„Ihr habt mich rufen lassen, Herr Graf, und die Unbill, die mir inzwischen geschehen ist, liegt wohl nur an der Tölpelhaftigkeit Eures sogenannten Polizisten.“

„Ihr steht vor dem Inselgericht, Junker.“

„Was ist das Inselgericht? Wer hat es eingesetzt? Wer gibt ihm eine Vollmacht über mich?“

„Ich!“

„Habt Ihr ein Recht dazu, Herr Graf? Seid Ihr ein Souverän, oder steht Ihr nicht vielmehr unter dem Kaiser und unter dem Landesgesetz?“

„Danach habe ich zu fragen, nicht Ihr, der Ihr in meiner Gewalt seid. Aber wenn Ihr eine Rechtfertigung haben wollt, so will ich Euch daran erinnern, daß es ein Gesetz der Einsamen gibt, das die andere Welt nichts angeht. Die Steppe, die Wüste, das Meer, das öde Felsengebirge haben ihr eigenes Recht, und allemal ist dort der Stärkste der Richter. Die Insel hat auch ihr eigenes Recht; denn sie ist abgeschlossen von der Welt. Ihr habt Euch unter dieses Gesetz gestellt, indem Ihr ungebeten die Insel betratet und unaufgefordert auf ihr verbleibt. Wie kommt Ihr dazu, Euch nach unserem Brauche nicht zu richten?“

„Ich will mich nach Euren Bräuchen richten,“ erwiderte Günther; „ich will Euch, Herr Graf, als Herrn und Gesetzgeber anerkennen, aber nur Euch. Euch will ich Rede und Antwort stehen. Für das Possenspiel eines solchen Tribunals aber bin ich nicht mehr kindisch genug.“

Der Oberst stand drohend auf, drei Sekunden später der Dichter. Die anderen blieben sitzen.

„Ob Ihr das Gericht anerkennt oder nicht, ist gleichgültig,“ sagte der Graf. „Kürzer hätte ich's

machen können, indem ich Euch noch gestern abend eine Kugel durch den Kopf schoß; ich tue Euch aber die Ehre einer Verhandlung an, wie jeder schwere Fall der Übertretung unseres Inselrechts hier zum Austrag kommt.“

„Herr Graf,“ sagte Günther mit viel milderer Stimme, ja demütig; „ich bitte Euch, daß ich eine Viertelstunde mit Euch allein ruhig und vernünftig sprechen darf.“

„Nein!“ sagte der Graf scharf und in herrischem Ton; „diese Männer sollen Zeugen sein, was für eine niedere, heimtückische Kreatur Ihr seid.“

Günther machte eine zornige, rasche Bewegung gegen den Grafen; aber er blieb drei Schritt vor dem Regungslosen stehen, schüttelte seinen Lockenkopf und sagte mit einem gepreßten Lachen:

„Ach, was ist da — Ihr seid ja ein Verrückter!“

In den steinernen Mienen des Grafen regte sich ob der Beleidigung nichts. Mit kalter, fast unbetonter Stimme brachte Graf Raimund seine Anklage vor:

„Ihr seid auf die Insel, die Euch nicht gehörte und von der Ihr wußtet, daß sie Euch verboten war, eingeschlichen wie ein Dieb. Ihr habt, als Ihr ertappt wurdet, mit dem besten Mann auf diesem Eiland blutige Händel angefangen. Ihr habt, während ich Eure Wunde heilte, mit einer Frau, die ihrer Sinne

nicht Herrin ist, ein Komplott gegen mich geschmiedet, Ihr habt nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meinen besten Freund Anschuldigungen, Verdächtigungen vorgebracht, die an die schwerste Wunde meines Lebens mit unsauberem Finger rührten, und Ihr habt endlich, als ich Euch trotz allem auf den Wunsch einer Kranken hin Gastrecht auf meiner Insel gab, mein Kind verführen wollen.“

„Das ist nicht wahr! Das ist eine teuflische Lüge!“ rief Günther außer sich.

„Habt Ihr mit Klotildis von Religion gesprochen?“

„Ja.“

„Habt Ihr sie überredet, mit Euch nach der Stadt zu fahren?“

„Ja! Zu einer Taufe!“

„Habt Ihr sie das Lesen gelehrt?“

„Ja.“

„Habt Ihr dem Mädchen dadurch, daß Ihr von der Welt erzähltet, Sehnsucht erweckt, die Insel für immer zu verlassen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Aber ich weiß es! Und ich weiß, daß dieses Kind das einzige Kleinod ist, das mir das Leben gelassen hat. Alles andere ist mir versunken: Mutter und Sohn, Gott und die Menschen, Ansehen und Ehre. Das Kind blieb mir. Es war das einzige, was mich am Leben hielt. Ich wollte es schützen, schützen vor

der grausamen, verfluchten Welt, in der alles schlecht und gemein, schief und krank ist; ich wollte es schützen vor dem sogenannten Geistesleben, das keinen andern Wert hat, als uns die Augen vor Sümpfen und Abscheulichkeiten zu öffnen und unsere Wunden zehnmal so schmerzhaft zu machen, als sie es wären, wenn wir bei der Natur blieben. Ein Wilder seufzt nicht den zehnten Teil so oft wie ein Einwohner großer Städte, er lacht hundertmal öfter, und es ist ihm wohler das ganze Leben lang, bis er seinen leichten Tod hat. Das ist meine Philosophie, Herr Junfer, nicht eine Philosophie, wie sie ein lederner Professor der Schule lehrt, aber wie ich sie selbst erkannt habe in Stunden, die so schwer waren, wie Euer Leichtsinn nicht aus Sternentweite ahnt. Und nach meinem Herzensrecht und Vaterrecht habe ich mein Kind bisher erzogen. Sie war froh und gesund. Da kam Ihr mit Eurem Plundertram und wolltet sie mir nehmen, mir das Letzte stehlen, was ich besaß, das Kostbarste zugrunde richten, was mein war. Und Ihr bedientet Euch der Lüge.“

„Laßt mich reden!“ rief Günther.

„Ihr habt mir nur auf meine Fragen zu antworten. Ist es wahr, daß ich Euch nur erlaubte, auf der Insel zu bleiben, um den Tod des Gatten jener unglücklichen Frau aufklären zu helfen?“

„Ja!“

„Habt Ihr in der langen Zeit etwas Rechtes in der Sache getan?“

Bei dieser Frage färbte sich Günthers Gesicht dunkelrot.

„Nein!“

„Aber dageblieben seid Ihr — dageblieben gegen alle Verabredung — dageblieben, um mein Kind zu verderben.“

„Das ist nicht wahr! Um es zu lieben, um es zu erlösen, um es glücklich zu machen!“

Der Graf lachte rauh.

„Um es glücklich zu machen? War Lotildis unglücklich, ehe Ihr kamt?“

Wieder wurde Günther rot.

„Nein,“ stammelte er. Seine Sicherheit wich.

„Sahet Ihr je ein gesünderes, fröhlicheres, ehrlicheres Mädchen draußen bei Euch in der Welt?“

„Ich sah keine, die so war wie sie.“

„Nun, Ihr elender Mensch, warum liebet Ihr sie denn nicht, wie sie war? Warum wollt Ihr sie denn verfluchen, verpfuschen, falsch und unecht machen? Wer gab Euch das Recht, Euch an ihrem Frieden und an meinem Vaterherzen zu vergreifen?“

Günther fand keine Antwort. Mancherlei Gegenstände fielen ihm ein, aber es wurde alles in seiner Seele zu einem unklaren Durcheinander. So groß war sein Erstaunen, daß dieser Graf ein Herz hatte,

daß er sein Kind liebte. Und es wurde ihm nur der eine Gedanke klar: daß er die Geliebte für immer verloren hatte. Die Arme hingen ihm matt herab, und mit heiserer Stimme sagte er:

„Ich liebe Lotildis — ich wollte sie glücklich machen — nun ist das einzige für mich der Tod.“

Eine Minute wohl war es ganz still in dem Zimmer. Dann sagte der Graf:

„Wenn Ihr Euch selbst das Urtheil sprecht, brauchen wir es nicht zu sprechen. Wenn die Sonne im Mittag steht, wird Euch Rajetan mit seinem Rahn erwarten. Geht!“

Ohne auch nur noch einmal den Kopf zu heben, ohne ein Wort des Widerspruchs zu finden, ging Günther aus dem Schloß. — — —

So war nun alles aus.

Was nur die Vögel so lärmten, die Sonne so grell schien auf den Platz vor dem Schloß? Warum nur die Bäume so lästig dufteten?

Warum nur die Füße so schwer gingen?

Unter den Bäumen setzte sich Günther auf eine alte, verschnörkelte Bank. Er saß ganz gerade und starrte vor sich in den kahlen Wald hinein.

Verjagt — verurteilt — verachtet!

Wie das der alte Graf fertig gebracht hatte! Es war zum Verwundern! Zum Verwundern eigentlich auch, daß er selbst zu gar keinem ruhigen, klaren

Gedanken kam. Hatte er denn einen Schlag auf den Kopf bekommen?

Auf den Kopf nicht, aber auf das Herz!

Deshalb war alles so trüb, so blöd, so feig, so schmerzhaft.

Klotildis war ihm entrissen.

Das war der Anfang und das Ende, der ganze Inhalt von allem, was heut geschehen war.

Alles andere, das Drum und Dran — war dumm, war verrückt, war gut für ein Gelächter.

Die Gedanken bekamen langsam wieder Gestalt, aber sie ordneten sich doch nur zu einem Totenreigen um den einen Mittelpunkt:

„Klotildis ist verloren!“ —

Was hatte der Alte geschwaht? Hatte er nicht ein ganzes Gebäude von Schuldanlagen gegen ihn aufgerichtet? Es war alles Unsinn, was jener sprach. Aber Günther hatte kein Sterbenswörtlein der Entgegnung auf diese Salbadereien gefunden.

Klotildis war verloren!

So war alles eins, und er hatte gesagt, daß er darüber sterben werde. Das hatte wohl der Alte so gedeutet, daß er sich aus Reue über eine gegen den Grafen verübte „Schuld“ töten werde.

Der Affe!

Hatte er eigentlich seinen Degen noch? Richtig, er hatte ihn noch. Der Bettel stak spitz geschliffen

an seiner Seite. Und er hatte jene wahnsinnigen Kerkermeister nicht über den Haufen gestochen und die Jungfrau nicht befreit!

Lukas mit der magnetischen Lanze war ein großer Held gegen ihn.

Wie diese Selbstverachtung fraß!

Nun, so bleib nicht sitzen, sonst kommen sie mit den Hunden, und du ziehst noch mit zerrissenen Hosen ab! Er erhob sich. In einer Wasserlache sah er sein Bild. Er spuckte darauf. Dann ging er, immer noch wie in einem Bann, weiter.

Vor dem Hause des Wasserweibes sah er arbeitende Bauern. Sie zerstörten den Liebesbrunnen. Eben fiel der hohe hölzerne Arm wie eine schwarze Säule zu Boden. Weiber schleppten Körbe voll Steine und Erde herbei und warfen sie in den Brunnen.

Günther trat hinzu. Er redete die Bauern an.

„Warum tut Ihr das? Ich wollte den Grafen bitten, das alte schöne Spiel, das an diesem Brunnen geschah, zu wiederholen. Ich hätte mich gern an den schwebenden Galgen hängen lassen, und für die Krebsse wäre auch dieser Graf eine würdige Speise gewesen.“

Sie verstanden ihn nicht, brummten und setzten ihre Arbeit fort. Günther stand noch einige Minuten schweigend da. Dann sah er in das Haus des Wasserweibes.

„Sie ist auf und davon — die Hexe!“ rief ein Bauernweib.

Auf und davon war Dörte. Fortgelaufen, wie er fortlaufen wird. Schade, er hätte ihr gern einen Abschiedsbefuch gemacht, der alten, schwaghaften Dörte. So wird er halt dem Narren einen machen, dem Lauscher, dem Angeber! Hat auch sein Degen zu ritterlichem Dienst heut versagt, ist er immer noch scharf genug, um als Fensterschwert einen Haulunken zu richten. —

Der Narr saß vor seiner Haustür und sang die Bußpsalmen. Als er Günther wahrte, warf er das Buch hin und ergriff schreiend die Flucht. Günther verfolgte ihn ein Stück, verlor ihn aber aus den Augen und schrie ihm, außer sich vor Wut, nach:

„Du lebst nicht mehr lange, du räudiger Hund!“

Dann ekelte ihn der Lage, in der er sich befand, und seines eigenen Benehmens, und er ging weiter. Am Kapellenweg blieb er stehen, dachte der toten Frau, die dort oben lag, und sagte: „Sei froh, daß du schläfst!“

Endlich besann er sich. Bis Mittag waren noch Stunden. Was sollte er noch beginnen auf dieser Insel der Einsamen? Ins Jägerhaus gehen? Nein! Um den Turm lungern, in dem Klotildis gefangen saß? Den Grafen doch noch herausfordern? Den Oberst? Sich eine hochmütige Ablehnung holen?

Skandal schlagen? Es kam ihm alles unnütz und lächerlich vor.

Schließlich dachte er an die Blinde und ging zu ihr. Dort hatte er noch etwas gutzumachen. Er fand Madeleine auf der Bank vor ihrem Hause im Sonnenschein sitzend. Sie hob den Kopf und sagte:

„Seid gegrüßt, Junker Günther! Ich kannte Euch an Eurem Schritt. Sehen kann ich Euch nicht mehr.“

„Ist es schlimmer geworden mit Euren Augen?“ fragte er und drückte ihr die Hand.

„Ich kann nur noch die Sonne sehen,“ erwiderte sie. Sie sagte es mit einem Lächeln ohne Bitternis.

„Seht, das ist gut,“ fuhr sie fort. „Wenn man dann ganz blind ist, hat man viel weniger Schweres zu tragen. Man sieht das Elend nicht mehr, man sieht keine falschen Gesichter mehr, man sieht nichts Scheusäliges mehr. Die Seele kann sich ganz füllen mit eigenen Bildern, es drängt sich nichts Übles mehr auf. Und so können nur die Menschen glücklich sein, deren Augen sich für immer geschlossen haben.“

Er folgte ihren Worten nur mit halber Aufmerksamkeit.

„Zürnt Ihr mir sehr, Madeleine?“ fragte er. „Ich muß noch mit Euch ins Reine kommen; dann muß ich fort.“

„Ich weiß es!“

„Ihr wißt es schon?“

„Die ganze Insel weiß es. Was könnte hier passieren, ohne daß es nicht in einer Stunde durch den ganzen kleinen Kreis lief?“

„Madeleine, ich bin sehr elend!“

„Erzählt mir! Erzählt mir auch von Eurer Liebe zu Klotildis.“

„Wißt Ihr auch das? Seit wann wißt Ihr das?“

„Ich wußte es schon an jenem Herbsttag, da das Mädchel durchs Fenster in die Krankenstube sah und Ihr, ein gerade dem Tode Entrommener, mit so seltsamen Augen auf sie blicktet.“

„Ich liebe sie in wahnsinnigem Schmerz, Madeleine!“

„Darüber freue ich mich!“ entgegnete sie mit leisem Lachen.

„Das freut Euch?“

„Ja! Es ist der erste Teil des Gerichts, das über den Grafen kommt. Wenn Ihr ihm auch nichts anderes angetan habt als das — ich bin zufrieden mit Euch, Günther!“

„Sprecht mit mir, Madeleine; ich bitt' Euch! Meine Gedanken sind irr und wirr; seit dieser Todes-schreck, sie zu verlieren, über mich fiel wie ein Schlag, bin ich feig, bin ich dumm, finde ich mich nicht mehr zurecht. Sprecht mit mir, Madeleine!“

„Was hat er Euch vorgeworfen?“

„Daß ich auf die Insel eindrang, daß ich den

Oberst anfiel, daß ich mich mit Euch gegen ihn verband, daß ich Klotildis' trostlose Unwissenheit bekämpfte, daß ich sie für mich haben wollte, daß ich nichts tat, um die Aufgabe zu lösen, derenthalben ich hier geduldet wurde, daß das Mädchen glücklicher war, ehe ich kam.“

„Genau so habe ich es mir gedacht! Und was sagt Ihr zu dieser Anklage?“

„Ach, ich möchte sie verlachen als Dummheit, als Wahnsinn — und dann erkenne ich sie doch wieder an — und es geht mir alles im Wirbel. Sprecht mit mir, Madeleine! Erbarmt Euch! Ich brauche eine kluge Menschenstimme. Ich selbst kann mir nicht helfen; denn, was ich mir auch sage — ich glaube ja an mich selbst nicht — ich verachte mich ja — ich verachte mich —“

„Ihr habt nur eine Schuld — und zwar die gegen mich! Wiederum auch keine Schuld; denn die übernommene Aufgabe war nicht für Euch. Ihr seid ein viel zu einfacher Gesell, um Halunken zu entlarven. Alles andere, was der Graf geredet hat, ist dummes Zeug!“

„Er sprach von einem Recht der Einsamen.“

„Ja, von Steppe, Meer und Felsengebirge. Ich kenne den Spruch. Und es sieht ihm ähnlich, sich zu der Moral von Beduinen, Piraten und Strauchdieben zu bekennen. Erkennt Ihr denn nicht die

hohle Phrase, seht Ihr nicht, wie er sich hinter dem Dornestrüpp seiner Trugschlüsse versteckt — vor sich und anderen?“

„Es ist mir ja alles gleich, Madeleine, was er gesagt hat; das eine aber hat mich umgeworfen, daß sie glücklich, so königlich glücklich, so rein, so unverdorben, so ohne Leid und Schwäche war, ehe ich kam. Er sagt, ich habe sie verflacht, verpfuscht, mit Plunder behängt, ihr stolzes, selbstherrliches Glück gemindert, und ich fürchte, er hat recht! Vielleicht ist wirklich der Wilde glücklicher als der Mensch, dem die Kultur mehr Leid bringt als Freud.“

„Wer mißt das ab, lieber Junker? Mlotildis war glücklich — wie der Hirsch im Walde, wie die Forelle im Bach glücklich ist. Ist das aber Menschenglück? Heißt leidlos sein schon glücklich sein? Sie war glücklich, weil sie jung und gesund war. Wenn sie älter wird, wenn sie nicht mehr so gesund sein wird, wie sie jetzt ist, wird sie auch nicht mehr glücklich sein. Reiten und Jagen kann ihr Leben nicht ausfüllen. Und das ist alles, was der Vater ihr bietet. Ihr tatet recht, ihm entgegenzuhandeln.“

„Ihr tröstet mich, Madeleine. All das, was Ihr sagt, habe ich mir ja selbst auch gesagt. Nur heute wurde ich irre. Und seht, Madeleine, ich weiß nicht, wie Ihr es mit der Religion haltet, und ich bin gewiß alles andere als ein Betrüder — aber es erbarmte

mich ihre tiefe Unwissenheit, und ich hatte sie zu lieb, als daß ich nicht versucht hätte, ihr den Blick in die ewigen Fernen zu öffnen.“

Madeleines Gesicht wurde hart wie Stein.

„Davon spricht nicht, Herr Günther! Seit Albert fiel und Albertine starb, ist das aus für mich! Manchmal, wenn mir das alte Engellied einfällt, kommt es noch über mich — aber das vergeht — und es bleibt nur der Groll.“

Günther schwieg. Es fiel ihm ein, daß ein alter, strenger Mönch ihm und einigen anderen lockeren Gefellen an der Hochschule einmal gesagt hatte: „Wenn Euch einmal der Glaube verloren geht, dann mag Euch Euer Liebstes sterben. Dann werdet Ihr schon Euer Laternlein wieder anzünden und auf die Suche gehen und Euch vielleicht so selbst unvermutet heimsfinden.“

Diese Frau hatte ihr Laternlein nicht mehr angezündet.

Die Sonne strahlte. Madeleine hob den Kopf, öffnete die Augen und rief:

„Ich sehe die Sonne!“

Und rief bald nachher:

„Ich sehe die Sonne nicht mehr! Ich bin ganz blind!“

Günther schlug erschüttert den Arm um ihre Schultern. Sie lehnte sich sacht an ihn. Er schluchzte.

„Lieber Freund!“ sagte sie, „weinet nicht um mich; die Nacht ist schön!“

* * *

Die Stare piffen am Uferweg. Sie waren eben aus Süblanden gekommen, ein jeder mit seiner Frau, wie von einer Hochzeitsreise, und die Pärchen bauten sich nun in der Heimat ihre Nester. Die ersten Maßliebchen guckten ihnen mit neugierigen Kindergesichtern zu. Das Gassenvolk der Spazier lästerte über die Liebenden und wirbelte Staub auf. Es war Aufregung unter allem Volk. Am Nordhimmel hatte der besiegte Winter eine weiße Fahne gehißt.

Der Lenz war da.

Günther, der langsam dahinzog, zog seine Uhr. Noch eine Stunde! Dann war Mittag und Abschied. Ein paarmal kreuzten noch abenteuerliche Gedanken seinen Sinn; sie kamen aber nicht zur Ausführung. Er wollte der Ausweisung folgen; denn er hatte keinen Beweis für Klotildis' Gegenliebe und also kein Recht, sie sich zu ertrogen.

Da kam sie auf ihn zu! Wie durch ein Wunder trat sie plötzlich in Erscheinung.

Sie kam rasch um eine Wegbiegung, blieb erschreckt stehen, als sie ihn sah, rannte aber dann mit einem kleinen Schrei auf ihn zu, faßte ihn an den Schultern und schluchzte mit angsterfüllter Stimme:

„Ihr dürft Euch — nicht — erschießen — Ihr müßt leben — leben bleiben!“

Ein leises Jauchzen — er schloß sie eifern in seine Arme, küßte ihren Mund, küßte sie wieder und wieder und fand kein anderes Wort als: „Ich liebe dich, Klotildis! Ich liebe dich!“

Minuten vergingen. Sie sprachen kein Wort. Sie waren heilig still in ihrem Glück. Gedanken und Wünsche ertranken in einem tiefen seligen Meer. Vielleicht hörten die Vögel auf zu singen. Nur die Sonne schien.

Dann fragte sie wieder:

„Wirßt du leben bleiben, Günther?“

Er lachte ein helles Lachen.

„Leben bleiben? Mit einer solchen Braut bin ich unsterblich!“

„Ich habe dich lieb!“ sagte sie innig.

Und wieder vergingen Minuten tiefen Schweigens. Die Sonne rückte vor, schien mitten den Weg entlang und schuf eine goldene Straße, die hinab zum Ufer führte.

„Komm, Geliebte,“ sagte er tief aufatmend. „Wir ziehen in meine Heimat. In einer Stunde schon sind wir weit fort!“

Da trat sie zwei Schritte von ihm zurück und sagte mit trauriger Stimme:

„Ich muß beim Vater bleiben!“

Er wurde etwas blaß. Aber dann schüttelte er heftig den Kopf und sagte mit einem gezwungenen Lachen:

„Nein, nein, das kann ja nicht sein, du bist bloß noch zu erschreckt — zu unschlüssig — ich werde dir das alles erklären — ich werde dir schon zeigen, daß du mit mir gehen mußt — du wirst das leicht begreifen, du kluger Schatz, und siehst du, meine Mutter, zu der ich dich bringen will —“

„Ich muß hier bleiben!“ unterbrach sie seine aufgeregte Rede.

„Hier bleiben? Und was soll ich tun?“

„Du mußt fort!“

Da lachte er zornig.

„Du hier bleiben und ich fort? — O nein, Jungfer Prinzessin, so dumm und feig ist Euer Ritter nicht! Mit Euch ins Leben oder ohne Euch in den Tod! Vorher aber Kampf bis aufs letzte! Ich will diese Ketten brechen, diesen Wahnsinn austilgen, ich werde eine Brücke schlagen von dieser einsamen Insel zur Welt, zu der sie doch gehört, und wir zwei werden die ersten sein, die über diese Brücke gehen. Das will ich und das schwör' ich —“

„Ich kann nicht mit dir gehen, Günther!“

„Warum denn nicht — warum denn nicht? Es ist doch alles Wahn, es ist doch, als ob ein junger Leib an ein Totengerippe geschmiedet sei und sich ein-

bilde, er dürfe sich aus lauter Pietät von der gräßlichen Genossenschaft nicht trennen.“

Sie schwieg erst ein Weilchen, dann sagte sie:

„Ich werde es dir erzählen, Günther. Mein Vater hat mich lieb. Ich weiß das erst seit gestern abend; vorher habe ich nie darüber nachgedacht. Wenn ich ihn verlasse, wird er sterben.“

„Daß ihn sterben! Es ist nicht schade um ihn!“ sagte er rauh.

„Nein, ich laß ihn nicht sterben, weder ihn noch dich. Es darf niemand um meinetwillen sterben.“

„Das wird jeder für sich selbst abmachen.“

„Du wirst es mir nicht antun,“ erwiderte sie einfach.

Sie gingen langsam den Uferweg entlang. Die Sonne schien noch hold und warm, aber junge Liebe war in Trauer. Sie begann aufs neue:

„Der Vater kam heute zu mir in den Turm — er erzählte mir vom Inselgericht — sagte mir, daß du vom Tode gesprochen habest. Ich hat ihn, er solle mich noch einmal mit dir sprechen lassen. Er sagte: „Nein!“ Er blieb dabei. Da bin ich aus dem Turm herausgegangen und habe ihn eingesperrt.“

Ah, das war wieder Klotildis! Er sah sie erstaunt an. Sie hatte sich selbst befreit und ihren Kerkermeister eingesperrt.

„Ich mußte es tun!“ fuhr sie fort, „denn ich mußte

mit dir reden. Wenn du fort bist, werde ich ihn wieder herauslassen und ihm sagen, daß ich bei ihm bleibe.“

„Das wirst du nicht, Klotildis!“

„Das muß ich. Feige fortlaufen mag ich nicht. Jetzt werde ich den Kampf mit dem Vater aufnehmen, so lange, bis er mich von selbst zu dir schickt. Ich werde das fertig kriegen!“

Sie sagte alles ganz schlicht, aber doch sehr bestimmt.

„Du wirst es nicht fertig kriegen,“ klagte er, „oder es wird doch sehr lange dauern.“

„Wie lange es dauert, weiß ich nicht. Vielleicht bis zu seinem Tode!“

„Das kann in dreißig Jahren sein,“ rief er verzweifelt.

„Nun, dann werde ich erst in dreißig Jahren deine Frau werden. Es wird dann sehr schön sein. Wir werden uns sehr übereinander freuen, daß uns niemand untergekrigt hat.“

Er schüttelte sich.

„Es muß nicht dreißig Jahre dauern,“ tröstete sie ihn. „Siehst du, bis jetzt hielt ich alles hier auf der Insel in der Ordnung. Aber jetzt weiß ich, daß es gar nicht in Ordnung ist. Sonst würde mich dir der Vater zur Frau geben, weil du ein schöner und kluger Mann bist. Es steckt wirklich ein Geheimnis

hinter ihm und dem Oberst und Madeleine. Wenn ich das herauskriege, dann macht sich alles andere von selbst. Ich ahne das!“

„Mädchen, Mädchen, ich kann nicht von dir lassen!“ rief er, riß sie wieder in seine Arme und küßte sie unter vielen Tränen.

„Das ist die Liebe!“ sagte sie glücklich. „Es ist wohl das Schönste auf Erden.“

„Fühlst du denn nicht, Geliebte, wie furchtbar es ist, wenn wir uns trennen müssen? Hältst du es nicht für ganz unmöglich, wie ich es für ganz unmöglich halte?“

„Es ist möglich,“ sagte sie, „denn wir werden uns ja wiedersehen.“

Er sann nach und sagte dann:

„Wenn du nun nicht mit mir gehen willst, so mußt du mir doch das eine versprechen — wir müssen uns sehen — täglich sehen — irgendwo — vielleicht beim Einöder; — ich bleibe in der Stadt wohnen, und ich komme dich alle Tage heimlich besuchen.“

Sie sah ihn traurig an und schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Vater würde es herausbekommen und dich erschießen.“

„Pah — was gilt das?“

„Es gilt alles für mich!“ sagte sie. „Alles! Ich mag nicht wie Madeleine werden; ich lasse meinen Liebsten nicht erschießen!“

Sie gelangten ans Flußufer, und sie setzte sich in den Sand.

„Seh' dich zu mir,“ sagte sie; „ich sehe schon, daß Rajetan drüben seinen Kahn vom Ufer losbindet. Es wird nicht lange dauern, so ist er da.“

Da überkam ihn die ganze Verzweiflung des Abschiedes. In leidenschaftlichen Bitten bestürmte er die Geliebte nochmals, ihm zu folgen, in bitteren Worten beklagte er ihren Widerstand, in düsterer Klage sprach er von der Zukunft.

Sie blieb liebevoll, aber sie blieb auch bei ihrem Willen. Da lächelte er düster.

„Wenn du mich wirklich liebst, dann wird dich die Sehnsucht strafen,“ sagte er.

„Ich weiß nicht, was das ist: die Sehnsucht.“

„Warte nur eine kleine Weile, dann wirst du wissen, was Sehnsucht ist. Vielleicht wird mir die Sehnsucht helfen.“

Schon schwamm Rajetans Boot mitten auf dem Fluß.

„Ich lasse dich nicht!“ rief er wieder und umschlang sie.

Sie aber machte sich frei. Da sanken ihm die Arme.

„Ich danke dir,“ sagte sie, „daß du gekommen bist. Ich danke dir, daß du mir von Gott erzählt hast ...“

daß du mich lesen und schreiben gelehrt hast ... daß du mich lieb hast...“

Und sie huschte davon.

Er stand bewegungslos. Er sah ihr nicht einmal nach. Als Rajetan herankam, die Mütze zog und sagte: „Wenn es Euch gefällig ist, gnädiger Herr, so steigt ein,“ lachte er und entgegnete:

„Natürlich ist es mir gefällig, einzusteigen -- natürlich. Es fährt sich so lustig mit dir, Rajetan!“

Und er sprang ins Boot, das alsbald den Fluß hinabschwamm.

Das dreizehnte Kapitel.

Der Frühling hatte die Insel der Einsamen mit Blumen und goldgrünem jungen Laub ausgeschmückt. Die Vögel verlernten das Singen; sie waren so aufgereggt glücklich, daß sie lärnten. Desto stiller waren die Menschen.

„Die Sehnsucht wird dich strafen!“ hatte Günther zu Klotildis gesagt. Nun, wenn das Mädchen eine Schuld trug, dann trug sie auch die Strafe.

Sie wußte, was die Sehnsucht war.

Der verlorene Blick, der sich in Fernen verirrt, immer auf die Suche geht nach einem Ziel, das er nicht erreicht, das verschlossene Ohr für alles, was rundum ist, der Mund, der manchmal spricht oder einmal lächelt und doch nichts davon weiß, das Herzeleid, das keinen Frieden und keine Freude duldet — Sehnsucht!

Traurig wieherte die Fuchsstute und trottete allein ihren Weg. Die Bauern wunderten sich, wenn sie das blasser Fräulein dahingehen sahen, ohne daß sie wie sonst ein derblustiges Wort für sie hatte.

Schwere Zeit war über die Insel gekommen. Am schlimmsten hatte es Lukas, der Polizist. Nachdem er fünf Tage und fünf Nächte vergebens auf der Insel nach dem Wasserweib gesucht hatte, verlangte der Graf von ihm, daß er auch die Halbinsel des Einöders durchsuche und gleichzeitig dem dort Hausenden den Befehl überbringe, binnen Monatsfrist die Insel zu verlassen.

Lukas machte sein Testament. Erst am dritten Tage, nachdem ihm der Graf die Entlassung angedroht hatte, machte er sich an die Ausführung seiner lebensgefährlichen Aufgabe.

Er stellte sich an den Anfang der Landzunge, die des Einöders Besitztum mit der Insel verband und schrie aus Leibeskräften zehnmal oder noch öfter hinüber.

„Lieber Einöder, ergib dich!“

Und als daraufhin nichts geschah, schrie er abermals zehnmal oder noch öfter:

„Einöder, ich muß jetzt hinüberkommen; aber ich tue dir nichts!“

Es kam auch darauf keine Antwort. Da stieß Lukas seinen Speer in einen Baum am Ufer, damit seine gänzliche Harmlosigkeit ersichtlich würde, entfaltete ein weißes Bettlaken, das er mitgebracht, hüllte sich in diese Friedensflagge und betrat die Landzunge. Zwei scharfe Schüsse sausten über die Mauer und Lukas fiel lang zu Boden. Er war ohnmächtig und wurde nach

einiger Zeit von zwei Bauernweibern aufgelesen und nach Hause geschafft. Der Graf entsetzte ihn nach diesem blamablen Abenteuer seiner polizeilichen Würde und gestattete ihm nur, als gewöhnlicher Arbeiter auf der Insel zu verbleiben. —

Auch dem Fischer Rajetan erging es übel. Er wurde verhaftet und lange verhört. Er schwor zwar, dem Wasserweib keine Beihilfe zur Flucht geleistet zu haben; aber er bekam doch sehr viel Prügel. Klotildis rettete ihn endlich aus seiner schweren Not. Sie trat ihrem Vater entgegen und sagte ihm, solche Grausamkeiten wie er würde sich Günther, den er vertrieben, niemals haben zuschulden kommen lassen. Der Graf fuhr auf und polterte, aber er zog sich von da an in sein Arbeitszimmer zurück und ließ alle Leute in Ruhe. So wurde Rajetan wieder in sein Amt eingesetzt, aber an seinen Freund Lukas dachte er nicht mehr. —

Aus dem Hause des Wasserweibes hatte Klotildis das Lesebüchlein, die Schiefertafel und den „Orbis pictus“ gerettet. Wie Heiligtümer bewahrte das Kind diese Schätze. Sie betrachtete die alten Bilder, und es klang ihr bei jedem einzelnen die liebe Stimme des einstigen Lehrers im Ohr. Darüber geriet sie ins Träumen, und was immer auch die Bilder darstellen mochten, sie sah nur den einen und dachte nur an ihn.

Heimlich schlich sie zu der Sängerin und bat sie, den unterbrochenen Unterricht fortzusetzen. Die war wohl auch willig dazu, trotz der Gefahr, der sie sich aussetzte, aber es kam zu keiner Sammlung. Das Ende war immer, daß Buch und Tafel beiseite gelegt wurden und die Sängerin ein Lied singen mußte. Es war aber dem jungen Fräulein keine lustige Weise mehr recht und lieb; nur schwermütige, sehnsuchtsvolle Lieder begehrte ihr vereinsamtes Herz.

Einmal zur Abendzeit schlich Klotildis ans Ufer des Flusses und wartete auf Rajetan. Der kam auch, denn er hatte sich von seinem tödlichen Schreck soweit erholt, daß er seine „Kommissionen“, wie er es nannte, wieder aufnahm. Das Mädchen wollte ihn um Günther befragen, aber es brachte sein Anliegen nicht heraus. Duzend gleichgültige Dinge sagte es, und erst als der Schiffer Miene machte, davonzufahren, fragte sie rasch und überstürzt:

„Wißt Ihr nichts von dem Junker?“

„Von welchem Junker?“ fragte Rajetan stumpfsinnig.

„Von — von Herrn Günther“, würgte sie heraus.

„Von dem will ich all mein Lebtag nichts mehr wissen,“ knurrte der Schiffer; „von dem habe ich genug zu wissen gekriegt.“

„Rajetan,“ schmeichelte das Mädchen; „Rajetan,

möchtest du auch einmal etwas für mich in der Stadt verkaufen?"

Da spitzte der Edle die Ohren.

„Es ist nicht viel,“ sagte Klotildis, „es ist nur ein goldenes Schüsselchen und ein goldener Löffel.“

„Goldenes Schüsselchen? Goldener Löffel?“ wiederholte der Kommissionär „Zeigt her! Ich tue so etwas ungern, aber ich will gegen Euch nicht ungeschicklich sein. Zeigt her!“

Sie reichte ihm eine goldene kleine Schüssel und einen Löffel von großem Wert. Rajetan betrachtete diese Dinge mit halb zugekniffenen Augen und wog sie in der Hand. Er holte tief Atem dabei.

„Wieviel sollen sie kosten?“ fragte er dann aber gleichmütig.

„Ich weiß nicht,“ antwortete das Mädchen, „vielleicht kann man für jedes einen Groschen bekommen.“

„Hm, hm,“ machte Rajetan; „ach ja, zwei Groschen werden sich schon herauschlagen lassen.“ Und er holte wieder tief Atem und schnubberte mit seiner großen Nase an den Kostbarkeiten herum, wie ein Hund an einem fetten Knochen.

„Rajetan,“ flüsterte das Mädchen. „Vielleicht kauft der Junker diese beiden Dinge.“

„Welcher Junker?“ fragte Rajetan.

„Nun, Herr Günther. Ich glaube, er hat viel Geld.“

„Ob er Geld hat oder nicht, ist mir ganz egal. Was kümmert mich das Geld? Und was kümmert mich der Junker? Ich habe genug von ihm. Und dann kauft der auch nichts von Euch. Jedesmal, wenn ich nach der Stadt komme, schimpft er auf Euch.“

„So ist er noch in der Stadt?“ fragte sie selig.

„Das weiß ich nicht!“ knurrte Rajetan. „Aber er schimpft! Und ich habe genug von ihm. Gute Nacht!“

Er fuhr davon, und das Mädchen sah ihm glücklich nach.

Ein weißes Wölkchen wanderte den Fluß hinab nach der Stadt.

Mond und Sterne küßten es und die Sehnsucht eines jungen Kindes ging mit ihm auf Reisen.

Nach drei Tagen traf Klotildis wieder mit Rajetan am Flusse zusammen. Es war noch früh am Morgen. Das Mädchen stand lange am Ufer und winkte, ehe sich Herr Rajetan, der sich den Anschein gab, als ob er eifrig mit Fischfang beschäftigt sei, herbeiließ, ans Ufer zu stoßen.

„Ja so,“ sagte er und rückte an der Mütze, „unser Geschäft! Hier sind die zwei Groschen. Ich bin die Schüssel und den Löffel los geworden.“

Das Mädchen sah gar nicht nach dem Geld, sondern fragte mit fiebriger Stimme:

„Hat es der Junker gekauft?“

„Welcher Junker?“ fragte Rajetan.

„Nun, doch Herr Günther — wer sonst?“

„Ich sage nicht, wer mir meine Sachen abkauft,“ erwiderte Rajetan; „ich liefere nur das Geld ab.“

„Und — und hat er mir nichts sagen lassen? Ist er so böß auf mich?“ fragte das Mädchen und die Angst sprach aus ihrer Stimme. „Will er nicht noch mehr kaufen?“

„Noch mehr kaufen?“ gab der Schiffersmann zurück, „das ist eine andere Frage. Noch mehr kaufen wird er vielleicht.“

„Rajetan! Hat er mir nichts sagen lassen?“

Die Tränen rannen ihr übers Gesicht.

Dann wandte sich der „Kommissionär“ ab und knurrte:

„Sagen lassen hat er nichts. Aber einen Brief hat er mir mitgegeben.“

„Einen Brief? Wo ist er? Wo ist er? Gib ihn her, Rajetan! Ich schenke dir auch die ganzen zwei Groschen.“

Rajetan steckte erst die zwei Groschen ein, dann griff er mit seiner Hand in das Futter seines Rockes bis tief an die Knie hinab und fischte endlich unter vielem Gefrächze einen Brief heraus.

„Da ist er,“ sagte er, „und ich verlange nichts dafür, nichts! Ich hab' Euch viel zu gern.“

Nachdem er diese schönen Worte der Selbstlosigkeit gesprochen hatte, rückte er an der Mütze und dann ruberte er davon. Das Mädchen aber hielt den Brief in zitternden Händen. Sie war allen Glückes voll und nur ein Sorge quälte sie: „Ich werde ihn nicht lesen können.“

Doch, o Wunder, sie konnte ihn lesen. Günther hatte alles mit großen, kalligraphischen Buchstaben geschrieben und längere Worte, ganz so, wie es in der Fibel war, abgeteilt. Da fiel der Brief also aus:

„Ge-lieb-te! Ich war sehr zornig; aber jetzt ist es vorbei. Ich warte auf Dich, wie ein Ein-sa-mer in dunk-ler Nacht auf die Sonne war-tet. Meine Mutter hat ge-schrie-ben. Sie sehnt sich nach mir. Ich soll heim-kom-men. Ich werde nie heim-keh-ren; ich werde im-mer hier auf Dich warten.“

Günther.“

Sie saß am Flußufer mit diesem Briefe und buchstabierte ihn langsam durch. Sie las ihn ein zweites Mal und konnte ihn nach dem dritten Male auswendig. Dann drückte sie den Brief ans Herz und legte sich ins blühende Gras. Nach langer Trauer kam wieder ein strahlendes Lächeln in ihr Gesicht. Leise rann der Strom vorbei; alle Bäume schüttelten Blüten in sein tiefes Gewässer.

Klotildis sprang auf. Sie verbarg den Brief in ihrem Kleide. Dann dehnte sie die Arme hoch zum Himmel und fing laut und selig an zu lachen. Ein dicker Kopf sah verwundert durchs Gesträuch, und es kam jemand leise auf sie zu und stieß sie an.

Die Stute.

„O, Lore, du!“

Sie faßte das schöne Tier um den Hals und küßte es auf die Stirn zwischen die großen Augen. Dann schwang sie sich auf, und die Bauern auf den Feldern sahen von der Arbeit auf. So wild hatten sie Klotildis noch nie reiten sehen. Sie ritt aber so wild, weil sie meinte, dann würde das tollgehende Herz stiller und der Kopf klarer werden und dann würde ihr leichter eine gute Antwort für Günther einfallen.

Ach, das wilde Reiten hat für schriftstellerische Entwürfe keinen Zweck. Es ist besser, man sitzt ruhig dabei. Das erkannte auch Klotildis. Nach zwei Stunden saß sie verzagt an derselben Stelle am Ufer, wo sie den Brief erhalten hatte. Sie grub das Gesicht ins Gras, hielt sich die Ohren zu, weil die Vögel sie störten, und dachte nach.

Oh, sie hätte tausend liebe Briefe an Günther auswendig hersagen können; wenn sie aber daran dachte, daß sie das aufschreiben sollte, was ihr einfiel, nur den hundertsten Teil aufschreiben, dann wurde ihr himmelangst. Es kam ihr ein, sie könne die Blinde

oder die Sängerin zu Rate ziehen; aber sie verwarf den Gedanken. Um dieses süße Briefgeheimnis sollte niemand etwas wissen.

Träumend ging das Mädchen über die Insel und landete dort, wohin sie immer kam, wenn ihr bange war — beim Einöder. Der Einöder hatte freilich die Abperrmauer so hoch gemacht, daß selbst Klotildis nicht mehr darüber hinwegkam. Aber sie hatte ihr bestimmtes Signal. Wenn sie das ausstieß, dann kam der Einöder mit einer großen Leiter, erklimmte seine Mauer, zog die Leiter nach und gab sie auf der anderen Seite hinunter, so daß Klotildis in das Gebiet der Festung gelangen konnte. Das war um so merkwürdiger vom Einöder, als er wegen der Taufe sowohl mit seiner Frau als auch mit Klotildis schwer verfeindet war und mit beiden kein Wort sprach. Darauf legte aber auch Klotildis nicht den geringsten Wert; es kam ihr einzig darauf an, zu dem Kinde zu gelangen.

Das kleine Bübchen gedieh ganz herrlich, und da es nach seinem Taufpaten Günther genannt war, machte es sich sehr gut für Klotildis, wenn sie es herzen und küssen und dazu immerfort sagen konnte: „Nun, Günther, nun, mein lieber, süßer, süßer Günther!“ Und die Küsse waren oft so leidenschaftlich und feurig, wie sie kleine Kinder sonst nicht bekommen.

Dann lächelte die Einöderin und fing an, vom

großen Günther zu reden, daß er ein so schöner, kluger und guter Junker sei, wie es wohl keinen mehr gäbe auf der Welt. Glückselig sei das Mädchen, das er einmal lieben und heiraten werde.

Dann lächelte Notildis und dachte bei sich: O du gute, einfältige Einöderin, wenn du wüßtest —!

Als sie an jenem glücklichen Tage, da sie den Brief erhalten, die Mauer erstiegen hatte und oben neben dem Einöder saß, packte sie der Übermut, dem zürnenden Feinde einen Nasenstieber zu geben und zu sagen:

„Paß auf, alter Brummbar, ich werde dir was zeigen. Was ist das?“

Sie hielt ihm den Brief vor die Nase.

Der Einöder der erst sehr ungehalten über die Vertraulichkeit war, die ihm gar nicht am Platze erschien, besah den Brief lange und glüht darauf Notildis unter seinen Augenbrauen an.

„Das ist ein Brief,“ sagte er. „Geliebte! Ich war zornig, aber jetzt ist es vorbei. Ich warte auf dich, wie ein Einsamer in dunkler Nacht —“

Notildis stieß einen gellenden Schrei aus, entriß ihm den Brief, sprang von der Mauer hinab und fiel unten lang ins Gras. Der Einöder setzte ihr erschrocken nach.

„Habt Ihr Euch was getan? Habt Ihr Euch was getan, Notildis?“

Sie sprang auf, sie bogte ihn mit ihren kleinen Fäusten auf die Arme.

„Du Scheusal — du elender Einöder — du kannst ja lesen! Pfui, pfui, Einöder! Das ist schlecht von dir!“

Da lachte der Einöder. Er lachte vielleicht seit zwanzig Jahren das erste Mal, und es klang so rollend und polternd, als ob ein Donner über das Halbinselchen führe.

Sie schimpfte, sie weinte, sie drang wütend auf ihn ein — er aber hörte nicht auf zu lachen. Da lief sie davon. Sie rannte zur Einöderin und fiel ihr um den Hals.

„Oh, — oh, was hast du für einen schlechten Mann. Er kann lesen — er kann lesen —“

„Ja, er kann Gedrucktes und Geschriebenes lesen,“ sagte die Bäuerin verwundert.

„Aber er hat meinen Brief gelesen! Meinen Brief!“

„Was für einen Brief? Vom Herrn Junker Günther?“

Notildis sah die Frau fassungslos an.

„Woher kannst du denn das wissen?“

„Weil er Euch doch so gern hat,“ sagte die Bäuerin.

„Woher weißt du das?“

„Ich habe es gesehen.“

Notildis starrte vor sich hin. Dann sagte sie:

„Einöderin, du mußt mir sagen, woran du das gesehen hast.“

Und sie setzte sich auf ein Fußschemelchen und legte den heißen Kopf in den Schoß der einfachen Frau.

* * *

Bald nach Mittag ging Klotildis wieder ans Flußufer. Sie meinte, dort, wo sie Günthers Brief erhalten habe, werde ihr am ehesten die Antwort einfallen.

Und endlich hatte sie einen ganz kurzen, einfacher Brief beisammen, von dem sie glaubte, es werde ihr gelingen, ihn aufzuschreiben. Sie kroch bis zum Uferstrand hinab und versuchte, mit dem Finger einzelne Worte in den Sand zu schreiben. Es gelang und darüber geriet das Mädchen in großes Entzücken. Es hielt sie nun nicht länger; sie mußte probieren, den Brief wirklich zu schreiben. Mit Feder und Tinte hatte sie noch nicht geschrieben; es wäre auch sehr schwierig gewesen, diese im Arbeitszimmer ihres Vaters verschlossenen Gegenstände zu erlangen. Also hatte sie beschlossen, ihren Brief auf die Schiefertafel zu schreiben und so an Günther zu senden.

Bei verschlossener Thür schrieb sie den Brief. Sie brauchte an die zwei Stunden Zeit dazu, denn jeden Buchstaben löschte sie so lange mit dem Zeigefinger

aus, bis er nach ihrer Meinung die gebührliche Form und Schönheit hatte. Nach zwei Stunden waren beide Seiten der Schiefertafel beschrieben. Der Brief lautete so:

„Über guter Günther dein briv hat mich froh gemacht ich war Krang nun bin ich gesunt du solst nicht lenger als 3 jare warten lenger halte ich es nicht aus ich Sage es dem fater ich habe dich sehr Lib schige die tafel zurig. Das kint ist gesunt aber der ein-eder kann leider lesen.
Klotildis.“

Über diesen Brief hatte Klotildis eine große Freude. Sie war so glücklich, daß sie schreiben konnte, stolz, daß sie das Wunder zu verbringen vermochte, sich mit dem Geliebten, der von ihr getrennt war, verständigen zu können.

Nun kramte sie in ihrer Mädchentruhe und brachte drei Restlein Zeug daraus hervor, ein grünes, ein rotes und ein blaues. Daraus nähte sie drei Säckchen, eines immer größer als das andere, und nähte die Schiefertafel dreimal ein.

In der Dämmerung trug sie ihren seltsamen Brief davon. Rajetan wartete am Ufer. Sie war sehr besorgt und gab dem brummigen Postmeister allerlei Weisungen. „Daß du mir ja nicht mit dem Finger darauf tippst oder gar mit der Hand darüber fährst — da verwischt sich die Schrift — und lege die

Tafel in das Kästchen und decke alle Decken drüber, damit der Regen nicht dazu kommt —“

Rajetan wies darauf hin, daß kein Wölkchen am Himmel stehe, aber sie ließ nicht nach, bis er die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte.

Dann stieß Rajetan ab, und sie sah mit funkelnden Augen das Schifflein schwimmen, das ihren ersten Brief an den Geliebten trug. — — —

In einer kleinen Gasthausstube der Stadt saß Rajetan, der Fischer und Liebesbote, Herrn Günther gegenüber und sah zu, wie dieser mit zärtlicher Sorgfalt und großer Vorsicht die Nähte der Schutzsäcklein austrennte, welche die Schiefertafel umgaben. Als aber der Junker die Schrift gelesen hatte, war er so voller Seligkeit, daß er ausrief:

„Rajetan, du großer Schuft und guter Freund, du mußt mich mitnehmen nach der Insel. Ich halte es nicht länger aus.“

Rajetan erwiderte, daß er noch leidlich bei Verstande sei und um alle Schätze der Erde dieses wahnwitzige Wagnis nicht ausführen würde. Worauf es einen kurzen Handel gab, der damit endete, daß Rajetan es um fünf Gulden unternahm, Freiheit und Ehre, vielleicht sogar das Brot oder das Leben zu wagen und Junker Günther ein zweites Mal auf der Insel einzuschmuggeln.

„Es gefällt dem Himmel, mich immer in die

größten Gefahren zu stürzen,“ seufzte der Ehrenmann und steckte die zwei ersten Gulden der „Anzahlung“ ein.

Die Lichter brannten bereits, als sie aus der Stadt abfuhren.

Untermwegs fragte Günther: „Ist Euch nichts passiert wegen der Tauffahre?“

Rajetan zuckte melancholisch die Achseln.

„Passiert? Passiert ist gar nichts. Nur Prügel habe ich gekriegt. Fünzig Stockhiebe haben sie mir diktiert. Ich habe mir Katen ausbedungen, zehnmal je fünf. Drei Katen habe ich erst weg. Hätte ich mich nicht darauf berufen können, daß Ihr und Klotildis mich gezwungen habt, und daß ich Euch als ein geringer Mann gehorchen mußte, so wäre es diesmal aus mit mir gewesen.“

„Das tut mir leid, Rajetan; ich schenke dir hier zehn Gulden als Schmerzensgeld.“

Rajetan steckte das Geld ein, nickte in wehmütiger Dankbarkeit und sagte:

„Das eine Gute bei der Prügelstrafe auf der Insel ist, daß sie nicht weh tut, denn Lukas trinkt gern einen Schnaps und er richtet es so ein, daß er zwar beim Prügeln sehr ausholt und daß es auch klatscht, aber daß man es doch kaum fühlt. Er hat sich darin lange üben müssen; es ist eine Kunst, aber er hat sie weg.“

„Ah — und dafür habe ich dir zehn Gulden geschenkt?“

„Ja,“ sagte Rajetan, „Ihr seid ein gutmütiger Herr! Und man weiß noch nicht, was weiter wird, denn Lukas ist abgesetzt und der Neue hat keine Übung. Er ist noch ein Anfänger im Prügeln.“

Günther entgegnete nichts mehr. Er hatte eine Schwäche für Rajetan. — — —

Vorsichtig geschah die Landung. Noch einmal gelobte Günther dem furchtsamen Schiffer, daß er sich nicht erwischen lassen und nach längstens zwei Stunden am Ufer zurück sein werde. Sollte er aber dennoch ertappt werden, so würde er sagen, ein Fischer aus der Stadt habe ihn hergerudert.

„Jatwohl,“ sagte Rajetan; „so wie ja auch die alte Dörte von einem Stadtschiffer abgeholt worden ist.“

Das vierzehnte Kapitel.

Günther ging geraden Weges auf das Schloß zu. In ihrer Nähe wollte er sein, wenn es das Glück wollte, sie am Fenster sehen, sie vielleicht bewegen können, zu ihm zu kommen zu einem süßen Wiedersehen. Alle Bedenken waren weit, vergessen auch ihr Verbot, zurückzukehren; nur die brennende Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, lebte in dem Jüngling.

Das Schloß lag in fahlem Mondenlicht. Alle Fenster waren verschlossen. Nirgend war ein Lichtschein. Klotildis schlief. Hatte ihr das Herz nichts gesagt, daß er kommen werde, war keine Ahnung in ihre Seele geschlichen, mußte sie heute schlafen?

Verstimmt, fast getränkt, setzte sich Günther auf die alte, verschnörkelte Bank unter den Bäumen und sah unverwandt nach dem Schlosse. Nichts regte sich. Er war ein Tor, diese Fahrt so auf gut Glück zu machen. Warum hatte er ihr keine Botschaft geschickt? Weil sie ihn vielleicht abgewiesen hätte. Aber sie hätte doch nicht gewußt, ob er nicht dennoch komme, und hätte jetzt sicherlich nicht geschlafen, sondern am Fenster gewacht. Viel Zeit verging. Die

Sehnsucht wurde größer, das Herz wurde unruhiger.

Müßloses Warten; qualvoller Zustand. —

Die ausbedungene Zeit war weit überschritten, als Günther zu dem schmollenden Fischer zurückkehrte. Er zwang ihn halb mit Gewalt und mit neuem Geld, die Beförderung eines zweiten Briefes an Notildis zu übernehmen. Fast eine Woche verging, ehe die Antwort kam. Er solle nicht kommen; sie würde sich nicht sehen lassen; sie wolle nicht das Schicksal des Liebesbrunnens auf den Geliebten heraufbeschwören. Der Vater würde ihn töten.

Da wanderte er fort von der Stadt, irrte einige Tage planlos umher und gelangte eines Nachts wieder zu Rajetans Hütte.

Er löste den Kahn, fuhr nach der Insel, wartete fast die ganze Nacht, starrte aber zu verschlossenen Fenstern empor. Gegen Morgen ruderte er den Kahn heim und ging in tiefer Niedergeschlagenheit nach der Stadt zurück.

Zwei Tage später war er abermals an der Fischerhütte und ruderte nach der Insel.

Wieder saß er im Schatten der Bäume auf der Bank und sah nach dem Schloß hinüber. Der Nachtwind rauschte in den Bäumen, wandernde Wolken legten tiefe Schatten auf den Wiesenplan. —

Da — da geschieht etwas. Ein Fenster in einem

der hohen Parterrezimmer des Schlosses wird leise geöffnet. Eine dunkle Gestalt erscheint — ein Strick wird ans Fensterkreuz gebunden — ein Mann schwingt sich aus dem Fenster —

Ein Dieb. Günther steht auf den Füßen, greift nach seinem Pistol. Alle seine Sinne sind gespannt.

Der Dieb kommt näher. Er huscht rasch dahin.

Es ist der Narr. Deutlich bescheint ihn der Mond.

Unter dem Arm trägt er einen großen Gegenstand.

Nun wendet er sich. Da erkennt Günther, was der Narr trägt — —

Das Bild aus dem Arbeitszimmer des Grafen ist es — das Bild in dem todschwarzen Rahmen — das Verräterbild — die Festungszeichnung —

Schon erhebt Günther die Hand mit dem Pistol, schon will er den Einbrecher anhalten, da zuckt ein Gedanke durch sein Hirn, er tritt hinter einen Baum, läßt den Narren herankommen —

Wie der nur noch wenige Schritte entfernt ist, fällt er auf die Knie, hebt das Bild hoch über den Kopf und ächzt:

„Siehst du es — siehst du es, Gott im Himmel? — Ich habe es!“

Dann eilt er weiter, und Günther huscht hinter ihm her.

* * *

Im lichtgedämpften Mondschein liegt der Weg zur Kapelle. Die breiten, grasbewachsenen Stufen, die hinaufführen, sind nur schwach zu erkennen.

Auf der untersten Stufe kniet der Narr hin. Laut und deutlich sagt er:

„Ich verfluche das Bild. Herr, erbarme dich meiner!“

Dabei erhebt er mit schlotternden Armen das Bild zum Himmel. Dann rutscht er auf den Knien die zweite Stufe empor, erhebt abermals das Bild und ächzt den schrecklichen Spruch, der halb Fluch und halb Gebet ist:

„Ich verfluche das Bild; Herr, erbarme dich meiner!“

So geht der schaurige Pilgergang alle Stufen empor. Auf den Knien! Unter Fluchen und Beten, Ächzen und Wimmern.

Günther folgt dem Narren in einer Entfernung von nur wenigen Schritten, jederzeit bereit, sich auf ihn zu stürzen und ihn nicht entkommen zu lassen. Das Herz jagt ihm in Fieberschauer. Er hat auf einmal alles vergessen, auch die Geliebte. Er sieht nur das, was da vor ihm geschieht. Der Narr wendet sich nicht ein einziges Mal um; er hört es nicht einmal, als ein dünner Zweig knackend unter Günthers Fuß zerbricht. Er flucht, ächzt, betet, wimmert. —

Eine schreckliche halbe Stunde vergeht.

Nun ist der Narr auf der obersten Stufe.

„Ich verfluche dreimal und tausendmal dieses Bild — Herr, erbarme dich meiner!“

Er steht auf, er geht auf die Kapellentür zu. Aber da er ihre alte rostige Klinke ansaßt, schreit er weh auf und wendet sich zur Flucht. Er rennt an Günther vorbei, ohne ihn zu sehen. Sieben Stufen rennt er die Treppe hinab, kniet hin, steigt abermals auf den Knien die Stufen empor, wendet sich aber wieder um, wiederholt die letzten sieben Stufen noch einmal, öffnet dann mit einem Aufweinen die Kapellentür, hält das Bild in den dunklen Raum hinein und krächzt in die Stille des verlassenen Kirchleins:

„Ich verfluche für Leben und Sterben dieses Bild; Herr —“

Weiter kommt er nicht. — Er liegt auf der Erde. Er kriecht wie ein Tier auf dem Bauche in die Kapelle hinein und schiebt das Bild auf dem Fußboden vor sich her. Vor dem finsternen Altar bleibt er liegen. Dort beginnt er die Bußpsalmen. Dreimal sagt er sie lallend — schnatternd — jagend her. Dabei rauft er sein Haar und schlägt an seine Brust.

Endlich richtet er sich tief erschöpft auf. Er sitzt eine ganze Weile regungslos — nur krampfhaft atmend — dann holt er Schwamm und Feuerstein aus seiner Tasche und schlägt Licht. Wie es brennt, pustet er es angstvoll heulend aus, wimmert in sich hinein — schlägt dann wieder Feuer, und nun richtet

er sich endlich auf, tastet knieend auf die Altarfläche, findet dort zwei gelbe Kerzenstummel, die seit ungezählten Jahren da liegen, und zündet die Kerzen an. Er steckt sie in zwei Leuchter, die auch auf dem Altar liegen, dann beugt er das Knie, richtet sich wieder auf, zeigt mit ausgestreckter Hand auf das Kreuz, das schief vornübergeneigt noch auf der zerstörten Opferstätte steht, und sagt mit hohler Stimme:

„Ich habe dich besucht — du lässest mir keine Ruh — ein Gespenst ist gekommen — nach vier Wochen muß ich sterben — wenn ich nicht sühne — du weißt alles — du gekreuzigter Gott weißt alles — aber ich muß doch kommen und dir beichten — beichten —“

Er schluckt, er windet sich in Krämpfen —

„Beichten!“ schreit er auf. „Ich habe dieses — dieses tausendmal verfluchte Bild gezeichnet — siehst du dieses — dieses Bild, was ich dir hier zeige — und mein Hauptmann hat deshalb sterben müssen — Ich bin ein Mörder — ich bin ein Mörder — ich bin ein Mörder!“

Gellend gehen die Schreie durch die Kapelle.

Der Narr rafft das Bild vom Boden —

„Brenne du Teufelsbild — verbrenne dich an diesem heiligen Licht — wie sich mein Herz verbrannt hat — verbrenne, wie die Teufel brennen —“

Er hält das Bild über die Kerzen — es fängt Feuer — loht hell auf —

„Es brennt — das Bild brennt — verbrennt — meine Schuld verbrennt —“

Der Narr drückt das brennende Bild jauchzend an seine Brust — die Kleider fangen Feuer — Günther stürzt hinzu — der Narr sieht ihn, gurgelt auf, — stürzt brennend mit dem Bild an ihm vorbei — jagt brennend in den Wald hinein, fällt, springt auf, flieht nach der Kapelle zurück und bricht dicht vor deren Thür zusammen.

Günther wirft sich auf ihn, reißt ihm die Kleider herunter — drückt mit seinen Händen die letzten Flammen aus —

„Valentin!“ — schreit er, „Valentin, hast du da drinnen die Wahrheit gesagt?“

„Ja!“

„Hast du die Zeichnung gemacht?“

„Ja —!“

„Hat der junge Graf Albert, dein Hauptmann, davon gewußt?“

„Nein!“

„Hat der Oberst davon gewußt?“

„Ja!“

„Ihr Teufel!“

Mit Riesensägen jagt Günther den Berg hinab, dem Schlosse zu.

* * *

Er schlägt mit seinen versengten Händen an die eichene Thür — er brüllt vor Schmerz und Erregung — mit den Füßen schlägt er an — hört nicht auf damit, als er drinnen rufen, schelten, laufen hört — poltert — schreit —

Die Thür öffnet sich. — Ein Windlicht brennt — der Graf steht mit erhobener Waffe vor ihm — Klotildis kommt die Treppe herabgeflogen —

„Was erdreistet Ihr Euch — Ihr seid des Todes!“

Der Graf schreit es außer sich vor Wut. Günther gibt auf nichts acht, nicht einmal auf Klotildis, die sich zwischen ihn und den Vater wirft —

„Euer Sohn ist unschuldig! — Euer Sohn ist unschuldig! — Euer Sohn ist unschuldig!“ —

Dreimal keucht er es — mit vor Anstrengung und Aufregung heiserer Stimme —

„Seid Ihr verrückt? Was wollt Ihr?“

„Kommt mit — kommt augenblicklich mit — er stirbt sonst, ehe Ihr es — selbst — selbst — von ihm hören könnt!“

„Von wem? Was wollt Ihr? Was bedeutet das?“

„Der Narr — hat Euch das Festungsbild gestohlen — er hat es selbst gezeichnet — Euer Sohn wußte nichts davon — der Oberst wußte es — geht hinauf zur Kapelle — da liegt der Narr im Sterben —“

Er lehnt sich an die Wand. Geisterbleich steht der

Graf, ohne sich zu rühren, ohne auch noch ein armseliges Wort zu finden.

„Geht bald!“ keucht Günther, „er stirbt sonst!“

Da endlich besinnt sich der Graf.

„Ich komme!“ sagt er, sonst nichts. Einem Diener befiehlt er, ihm zu folgen; Klotildis weist er zurück.

„Kommt mit!“ sagt er zu Günther. Der begleitet ihn und geht stumm neben ihm her.

Klotildis folgt leise weinend von ferne.

Da sie an den Kapellenweg kommen, hören sie — von Absätzen und Pausen unterbrochen — wüste Schreie:

„Ich verfluche das Bild!“

„Herr, erbarme dich meiner!“

Stumm sieht der Graf seinen Begleiter mit großen, entsetzten Augen an.

„Der furchtbare Irrtum Eures Lebens löst sich auf!“ sagt Günther erschüttert.

Da tragen den alten Mann die Füße nicht mehr. Günther muß ihn stützen.

„Was geschieht — O Himmel —“

„Ich verfluche das Bild!“

„Ich bin ein Mörder!“

„Ich verbrenne!“

„Faßt Euch, Herr Graf — kommt — Ihr müßt ihn sprechen —“

Sie steigen die Stufen hinauf.

Da kriecht ihnen etwas entgegen — ein halbver-
kohlter Mensch — mit tierischen Lauten — unter
greulichem Gewinsel — niedersinkend — und sich
wieder erhebend —

Vor den Füßen des Grafen sinkt er hin —
Beleckt ihm die Stiefel —
Winselt — schreit — röchelt —
Bringt kein Wort mehr heraus —
Der Graf steht regungslos und wortlos.
„Redet mit ihm — Herr Graf — redet mit ihm —
seht Ihr nicht, daß er stirbt?“

„Ich kann nicht — was soll ich —“

„Kniet zu ihm hin!“

Der Graf folgt wie ein Kind.
Dem Narren faßt der Tod nach dem Herzen —
Da wird sein Geist noch einmal klar —
Und er beichtet dem Vater des durch ihn Gefalle-
nen seine Schuld.

Er wimmert nicht mehr — er spricht röchelnd, aber
vernehmbar. Geld hat er gewollt — die Zeichnung
gemacht — mit des Hauptmanns Art und Schrift
— und dann ist es so gekommen —

Der Graf starrt ihn an. Er schluckt wohl und
ächzt leise, aber er bekommt kein Wort heraus. Da
fragt Günther den Narren:

„War Graf Albert unschuldig?“

„Ja!“

„Hat dich der Oberst zu der Tat angestiftet?“

„Nein!“

„Hat er aber davon gewußt?“

„Ja!“

„Hat er es gewußt, noch ehe der Hauptmann er-
schossen wurde?“

„Ja!“

Der Narr sagte es noch klar und vernehmbar,
dann fällt er in Zuckungen und Schmerzbelirien und
stirbt.

Über die verbrannten Kleiderfetzen des Todfeindes
sinkt bewußtlos Graf Raimund — — —

Klotildis ist herangekommen. Günther und sie
stützen den Vater — der Diener hat Wasser geholt —

Nach und nach kommt der Graf zu sich. Er winkt
allen zu schweigen. Zuerst sieht er ganz geistesabwe-
send neben der Leiche.

Dann greift er langsam nach einem Stück Rahmen
des Bildes, das übrig geblieben ist — es hängt noch
ein versengter Fetzen Papier daran —

Mit einem entgeisterten Blick sieht er Günther
und Klotildis an.

„Das — das war — das Bild! Es ist ver-
brannt —“

„Al — bert — Al — bert!“

„Wißt Ihr daß — daß er — erschossen worden ist?“

„Daß ich — ich — schuld — bin?“

— „Ich — ich — muß auch verbrannt werden!“

Er sinkt in schwere Ohnmacht zurück. Der Diener holt Hilfe. Auf einer Trage wird Graf Raimund ins Schloß gebracht. Notildis geht nebenher. Sie hat keine Tränen. Sie geht stolz und aufrecht. Eine ganz neue Liebe ist in ihr erstanden.

Sie liebt ihren toten Bruder.

Der Graf wird gebettet; Günther übergibt ihn der Pflege seiner Tochter.

„Wo willst du hin?“ fragt Notildis.

„Zu Madeleine,“ sagt er leise und geht.

Draußen blüht ein Frühlingmorgen auf, Günther geht festen Schrittes. Er hat sich nicht Zeit genommen, seine Brandwunden zu verbinden — er achtet ihrer nicht —

Er führt den stolzesten Auftrag seines Lebens aus.

Als Günther Madeleines Haus nähertam, überfiel ihn die Furcht. Er blieb stehen und überlegte.

Wenn es nun ein Wahnsinniger war, der sich da oben bei seinem grauenvollen Tode falsch bezichtigte,

wenn er selbst nun in das trübe Leben dieser Blinden mit einer falschen Nachricht eine neue schwere Enttäuschung trug? Er hatte den Gedanken kaum ausgedacht, als er sich umwandte. Kurz entschlossen ging er nach dem Hause des Narren. Ohne viel Mühe drückte Günther die verschlossene Thür der Hütte ein und gelangte in den niederen Wohnraum, der ganz dämmrig war. Die Vorhänge der Fenster waren rasch beiseite gerissen. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen das Psalmenbuch, auf dem Fußboden lagen verstreut eine Anzahl Papierrollen.

Jede von diesen Rollen enthielt die Zeichnung der Festung, in derselben Art, mit ganz derselben Schrift, wie sie im schwarzen Rahmen im Zimmer des Grafen Raimund gehangen und wie sie am Kerzenlicht der Kapelle verbrannt war.

Günther holte tief Atem. Da hatte er den Beweis in Händen. Der Narr, von Gewissensangst gepeinigt, hatte immer und immer wieder das verhängnisvolle Bild zeichnen müssen, das sein Leben mit Blutschuld und seine Seele mit unerlöschlicher Dual beladen hatte.

Günther sammelte die Rollen. Es waren ihrer zwölf. Die dreizehnte war in der Nacht verbrannt.

Ein wenig hielt Günther noch Umschau, fand eine Druckpresse mit allerhand Material, das bewies, wie

der Narr sich auch mit der Herstellung falschen Papiergeldes befaßt hatte.

Günther nahm soviel Material an sich, als er zur Führung eines Beweises zu bedürfen glaubte, verließ die Behausung des Unglückseligen und schlug wieder den Weg nach Madeleines Haus ein.

Aber — ob er gleich jetzt den Beweis für seine Nachricht in Händen trug, sein Fuß stockte doch wieder, als er dem Hause näher kam. Eine übermächtige Freudenbotschaft zu überbringen, ist nicht viel weniger schwer, als der Bote eines Unglücks zu sein. —

Da, als er noch näher kam, sah er sie auf der Bank vor ihrem Hause sitzen. Die Hände ruhten ihr im Schoß, die Augen waren geschlossen, der Kopf mit der wundervollen Haarkrone lehnte an der Mauer des Hauses. Das junge Morgenlicht schien ihr ins Gesicht, durchleuchtete die schönen Haare, und Günther war betroffen über diese herrliche, weibliche Schönheit, die so erhaben, so reif und königlich war, daß er sich ehrlich sagte, selbst die Geliebte sei jenem blinden, unglücklichen Weibe an Schönheit nicht gleich.

Sie regte sich nicht. Sie hörte wohl auf den Gesang der Vögel, der durch die duftige Morgenluft jubilierte. Da fiel dem Jüngling das Fest der Ostern ein — ein Auferstehungsjubel lag in der Welt

— jenseits war Lüge und Tod. Der strahlende Sieg war in die Hand des Guten gegeben.

Mit schnellen Schritten ging Günther auf Madeleine zu. Sie lächelte und rief seinen Namen. Er fiel ihr zu Füßen, faßte ihre Hand und küßte sie unsinnig.

„Madeleine, teure Madeleine!“

„Was ist Euch, Junker, was ist Euch denn?“

Die furchtbare Aufregung der letzten Nacht fing an sich zu lösen, Günther begann laut zu schluchzen. Aber das war kurz und ging vorüber. Er setzte sich zu der Blinden auf die Bank, küßte ihr wieder innig die Hand und sagte dann:

„Madeleine, das ist der schönste Morgen, den ich erlebt habe — es ist der Erlösungsmorgen für uns alle.“

Sie öffnete ihre blinden Augen und wandte sie ihm zu.

„Madeleine, sagt Euch nicht Euer Herz, was geschehen ist? Ahnt Ihr denn nicht, warum ich vor Freude und Glück weinen mußte?“

„Was geschehen ist?“ wiederholte sie langsam. „Ihr dürft vielleicht heiraten. Das ist gut für Euch. Aber, was geht es mich an?“

Sie sagte es in einem nicht abfälligen, aber doch gleichgültigen Ton. Da stand er auf. Sein Gesicht wurde kälter.

„Daß es Euch nichts anginge, wenn Notildis und ich glücklich würden, ist mir schmerzlich zu hören, Madeleine.“

„Was klagt Ihr?“ entgegnete sie milde. „Ich meine es gut mit Euch und Notildis. Aber freuen kann ich mich selbst mit Euch nicht. Für alle Freude ist mein Herz tot.“

Da strahlte sein Gesicht wieder auf, und er rief triumphierend:

„Ihr werdet Euch freuen, Madeleine! Jubeln werdet Ihr, triumphieren werdet Ihr, eine Königin des Rechts, eine Königin der Treue werdet Ihr sein; ich komme Euch das Kostlichste sagen, was Euch ein Mensch sagen kann: — — Euer Mann, Graf Albert, war unschuldig!“

Sie öffnete wiederum ihre blinden Augen und starrte ihn an.

„Unschuldig,“ sagte sie mit langsamer Zunge; „aber das weiß ich doch — das ist doch selbstverständlich —“

„Es war selbstverständlich für Euer großes, treues Herz, Madeleine — aber nicht selbstverständlich für die Welt, die den Grafen Albert verdamnte. — Nun aber, Madeleine, ist Ostern — ist Erlösung, ist Auf-
erstehung und Sieg und Freude. — Nun habe ich die Beweise für die Unschuld Eures Mannes in der Hand, die Beweise für alle Welt. Madeleine, hört Ihr, be-

greift Ihr? ich kann es beweisen, daß Euer Mann unschuldig war!“

Sie hatte sich langsam erhoben und starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an — der Mund stand ihr offen — die Hände griffen in die Luft —

„Ich töte Euch —,“ keuchte sie, „wenn das nicht wahr ist, was Ihr sagt!“

„Es ist wahr — es ist bei meiner heiligen Ehre wahr!“

Und er gab einen Bericht von den Geschehnissen der Nacht, mit sich überschlagenden Worten, halb konfus und doch das ganze furchtbare Geheimnis enthüllend.

Als er geendet hatte, stürzte sie ihm wortlos an die Brust, biß die Zähne in seinen Hals und krallte die Finger in seinen Kopf. Ihre Gestalt zuckte in Krämpfen —

Als sie zur Besinnung kam, sank sie zu Boden, kauerte lange zusammengekrümmt und sprach mancherlei Unverständliches für sich hin. Günther lehnte an der Wand. Er überließ sie ganz sich selbst. Da erhob sie sich. Ihr Gesicht war totenblaß, selbst die Lippen erschienen weiß. Das Haar hing ihr in Strähnen um den Kopf. Die Augen glühten. Um ihren Mund war ein steinharter Zug.

„Kommt!“ sagte sie, „wir wollen es zu Ende führen.“

„Ich möchte Euch bitten, Madeleine,“ wandte

Günther ein, „daß Ihr nicht zu der Leiche des Narren geht.“

„Warum nicht?“

„Man rächt sich nicht an einer toten Bestie, die einem geschadet hat.“

„Wer sagt Euch, daß ich mich an ihm rächen will?“ — —

Sie gingen. Als sie an den Kapellentweg kamen, ward dort ein trauriger Zug sichtbar. Bauern trugen die Leiche des Narren über die alte Stiege der Frommen herab. Günther wandte sich ab und wollte mit Madeleine vorbei; aber sie blieb stehen und sagte:

„Es kommen Männer die Treppe herab und sie tragen etwas. Es riecht nach verbranntem Fleisch.“

„Kommt weiter, Madeleine, ich bitt' Euch, kommt weiter!“

Sie antwortete ihm nicht.

„Hier heran!“ rief sie den Bauern zu. „Legt die Leiche vor mir nieder!“

Scheu kamen die Bauern näher. Madeleine beugte sich über den Leichnam. Sie fuhr dicht mit dem Gesicht über ihn hin, stand aber bald auf, stieß leicht mit dem Fuß an ihn und sagte voll tiefster Verachtung:

„Er stinkt so wie alle Teufel.“

„Tragt ihn vor das Schloß!“ gebot sie den Bauern. „Geht vor mir her!“

Sie folgte dem Zuge. Günther sprach auf sie ein; sie gab ihm aber keine Antwort mehr.

Vor dem Schloß waren schon einige Leute versammelt, die entsetzt aufkreischten, als die Leiche des Verbrannten herangetragen wurde.

„Schreit nicht und gafft nicht!“ sagte Madeleine herrisch zu ihnen. „Geht über die ganze Insel, holt alle Leute zusammen. Sagt ihnen, in einer Stunde werde die Gräfin Madeleine ein Inselgericht halten, und jedermann solle dabei sein!“

Das fünfzehnte Kapitel

Etwas später kam der über die Wiese daher, auf den alle warteten — der Oberst.

Er ging aufrecht und stolz wie sonst, nur sein Gesicht war kaltweiß. Das Volk beachtete er nicht und antwortete nicht auf den scheuen Gruß der Bauern. Er wußte schon alles. Als er an die Leiche des Narren herankam, blieb er stehen und bohrte seine glühenden Blicke in die Jammergestalt des Toten. Aber nur für ein paar Augenblicke geschah das, dann wandte er sich mit einem leichten Frösteln ab und stieg die Treppenstufen der Veranda hinauf.

Oben verbeugte er sich vor Madeleine, die an die Thür des Hauseingangs gelehnt stand, und sagte:

„Frau Gräfin, ich habe dringend mit Euch zu reden.“

Sie antwortete ihm nicht; sie wandte sich an Günther.

„Nehmt ihm den Degen ab!“

Der Oberst lachte verlegen.

„Das dürfte dem Junker schwer werden. Auch

gebe ich mein Ehrenwort, mich der Verantwortung in dieser Affäre nicht zu entziehen.“

„Du hast kein Ehrenwort, du Mordbube!“ sagte sie mit tödlicher Verachtung; „du hast seit vielen Jahren keine Ehre mehr, hast wohl nie eine gehabt!“

Sein Gesicht verzog sich auf einen Moment, aber er zuckte bald darauf hochmütig die Achseln und sagte:

„Bah — ein Weib!“

Da trat ihm Günther entgegen.

„Hier aber steht ein Mann. Gebt den Degen ab! Ihr seid mein Gefangener!“

Der Oberst stand mit dem Rücken nach der Thür. Er zog den Stahl aus der Scheide, wurde aber auf einen Wink Günthers von Lukas und einem zweiten Mann, die im Hausflur postiert gewesen waren, von hinten gefaßt und ohne viel Widerstand ins Haus gezogen.

„Bindet ihm die Hände zusammen und bewacht ihn!“ befahl Günther.

Es geschah. Ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem grimmen Lachen ließ sich der Oberst binden.

Draußen sammelte sich das Volk. Sie kamen alle eilenden Schrittes, um nichts zu versäumen; aber sie waren auch alle schweigsam, denn sie hatten schon vernommen, daß etwas Grauensvolles passiert sei. Madeleine lehnte immer noch am Türpfosten. Sie

hörte auf den Tritt der herankommenden Menschen und zählte sie, und manchmal kam ein ganz leises Lachen aus ihrem Munde. Günther stand als ihr Ritter neben ihr.

Nach einiger Zeit sagte sie:

„Nun sind alle da. Nun ist die Stunde gekommen. Ruft den Grafen heraus aus dem Hause!“

Ein Diener entfernte sich. Aber nicht der Graf erschien, sondern sein Kind Klotildis kam aus dem Haus, stellte sich an die Brüstung der Veranda und sprach mit tiefbewegter, aber klarer Stimme, die am Anfang nicht wankte:

„Mein Vater ist krank. Er ist nicht imstande, zu diesem Gericht zu kommen. Er ist Euch auch kein Gericht schuldig. Er läßt Euch nur durch mich sagen, daß sein Sohn, der Graf Albert, unschuldig gewesen ist an dem Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt hat und um dessentwillen er sterben mußte. Mein Vater ist irreführt worden, wie alle Menschen irreführt werden können. So hat auch er an die Schuld seines Sohnes geglaubt. Deswegen war er ein unglücklicher Mensch, deswegen hat er sein Leben in der Verbannung dieser Insel zugebracht. Seit heute weiß er, daß er sich geirrt hat, und nun — nun — wird er seinen schuldlosen Sohn beweinen alle Tage seines Lebens. — Mehr habe ich Euch — nicht zu sagen —“

Die letzten Worte hatte Klotildis nur schluchzend herausgebracht. Dann wollte sie sich umwenden und ins Haus zurückkehren; aber Madeleine trat ihr in den Weg. Mit spitzer, greller Stimme rief sie:

„Nein, Püppchen, nein, so billig kommt der Herr Vater nicht weg; mit ein paar lahmen Wörtlein der Entschuldigung läßt sich die himmelschreiende Schuld, daß er seinen Sohn morden ließ, nicht aus der Welt schaffen. Ihr Leute da unten, Ihr habt alle die Jahre mit auf dieser Insel gelebt; Ihr habt hier gelebt in Unfreiheit und Knechtschaft. Weil Euch irgendwo draußen in der Welt Euer Schifflein scheiterte, wurdet Ihr auf diese Insel verschlagen, die eine Insel der Verbannung von Glück und Leben ist. Fügen müßtet Ihr Euch den törichten Launen eines eigenwilligen Herrn, immer von ihm bedrückt und bedroht. Und doch ist das, was Ihr von ihm erlittet, nichts gegen das, was er seinem eigenen Fleisch und Blut tat. Sein Sohn Albert war der herrlichste Mann, den je der Himmel einem Vater schenkte: schön und stark, lieb und gut, heiter und weise, ehrlich und treu. Wer ihn von Euch gekannt hat, weiß, daß ich die Wahrheit rede. Dieser Graf Raimund aber hat ihn ohne Gnade und Erbarmen morden lassen auf einen Beweis hin, der eine teuflische Lüge war, auf einen Beweis hin, den der verfohlte Satan geschaffen hat, der vor Euch liegt, auf einen Gerichts-

spruch hin, den hirnverbrannte Narren oder elende Neidlinge sprachen; dieser Graf ist sogar dem Kaiser in den Arm gefallen, als er die Gnadenhand erheben und ein junges, herrliches Leben schützen wollte. Fluch, Gottes Fluch und ewigen Tod über einen solchen Vater, Verachtung für seine erbärmliche späte Reue, Verzweiflung für ihn im Leben und im Sterben! Darum bitte ich den Himmel mit meinen blinden Augen!"

Vom Haß überwältigt, mit aufwärts gestreckten Fäusten, mit weit zum Himmel aufgeschlagenen Augen, bebend und keuchend, stand sie da. Klotildis flüchtete weinend ins Haus.

Das Volk stand wie gelähmt, keine Hand rührte sich, kein Wort wurde laut.

Günther trat an die Rampe der Veranda. Er sagte mit einer Stimme, die nicht laut war und nur manchmal leise schwankte:

„Ihr Leute, vor Euch steht eine Frau, deren Freund ich bisher war, mit der ich aber nach ihren letzten Worten nichts mehr zu schaffen habe. Der Graf war Euch ein strenger und finsterner Herr. Er war aber zu sich selbst strenger als zu Euch. Er bot Euch Zuflucht, als die Welt Euch kein Obdach mehr gab. Es hat Euch auf der Insel an nichts gefehlt. Wem es nicht gefiel, der konnte auch seiner Wege gehen. Von einer Sklaverei zu reden, ist Torheit. Seinen Sohn

hat der Graf geopfert, weil er von seiner Schuld überzeugt war. Seht mich an: auch ich bin ein deutscher Edelmann, und auch mein Vater würde mich erschließen lassen, wenn er überzeugt wäre, daß ich das Vaterland verraten habe. Der Graf hat einen furchtbaren Irrtum begangen, aber er hat ihn gesühnt durch das Leben des Verbannten, das er führte, und wird ihn weiter sühnen, denn er wird keine Freude mehr finden auf dieser Welt. Daß ihm aber der Himmel Frieden schenke, darum bitte ich mit meinen sehenden Augen!"

Da lachte Madeleine schrill und sagte:

„Geht nur, Ihr frommer Bruder! Was wißt Ihr von Gerechtigkeit! Was wißt Ihr davon, daß auf Tod der Tod und auf Verzweiflung die Verzweiflung stehen muß? Ihr seid von den Sänftlingen und den Schönrednern, die über Grab und Moder, blinde Verlassenheit und wehes Schreien des Herzens durch lange Jahre mit einiger Salbaderei hinweghelfen wollen. Wenn Ihr nicht gar zu verliebt wäret, würde ich Euch raten: werdet ein Mönch!"

Günther wandte sich ruhig und schweigend ab und ging ins Haus. Dort ging er nach dem Schlafzimmer des Grafen. An der Tür traf er Klotildis:

„Warum kam der Vater nicht hinaus?“ fragte er. Sie führte ihn an das Bett. Da lag der Graf in Bewußtlosigkeit.

Von draußen schrie indes Madeleine ins Haus:

„Bringt den Obersten!“

Die hohe Gestalt erschien in der Thür. Die Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden, das Gesicht marmorweiß. Einen Blick grenzenloser Verachtung warf der herrische Mann auf das versammelte Volk und sagte:

„Gräfin, ich werde Euch Rede stehen; aber nicht vor dieser neugierigen Horde.“

„Den Ort, wo wir abrechnen, bestimme ich!“ sagte sie.

„Jawohl! Ihr werdet es mir nur nicht übernehmen dürfen, wenn ich hier kein Wort mehr sage!“

Seine ruhige und höfliche Art verdroß sie.

„Ihr gehört an den Pranger, und nur am Pranger seid Ihr wert, mit mir zu reden. Ich habe auch nicht viel zu sagen.“

Sie wandte sich an das Volk.

„Seht diesen Mann an! Als ein hoher Herr ist er durch Eure Reihen gegangen all die Jahre, und wenn Ihr ihn demütig grüßtet, gönnte er Euch kaum einen Dank. Er hat Euch auch soeben wieder als eine Horde beschimpft. Und doch steht er vor Euch ehrlichen Menschen als ein gebundener Verbrecher, und wenn ich es befehle, schlägt ihm Lukas die Peitsche über das Gesicht. Aus den Tagen Eurer Kindheit kennt Ihr die Geschichte von Judas, der seinen Meister verriet und ihn dem Tode überlieferte. Sein Name

ist voll Schmach in alle Ewigkeit. Und ein Genosse dieses Verräters, einer, der ihm gleich ist an Verworfenheit, steht vor Euch. Dieser Mann verriet seinen besten Freund, lieferte ihn dem Tode aus, war ein Kumpan des verbrannten Mörders, der vor Euch liegt, half den schändlichen Mord selbst begehen. Und nachdem er es getan, zog er zu dem Vater des Gemordeten, stahl sich dessen Freundschaft und lebte bei ihm — weil es nichts kostete.“

„Nein!“ brüllte der Oberst auf.

„Ich denke, Ihr wollt nicht sprechen?“ fragte sie höhnisch.

Er sah sie voll Haß an. Und er sprach leise:

„Ihr benehmt Euch wie eine rasende Närrin. Ich dachte nicht, daß Ihr so klein seid. Die Sache des Grafen Albert wird schlecht geführt. Ihr urteilt ohne Verhör. Das ist erbärmlich!“

Sie stand lange schweigend vor ihm. Dann sagte sie:

„So ertroget Ihr ein Gericht und solltet doch wie ein ertappter Pferdedieb ohne Verhör an den nächsten Baum gehängt werden. Ich werde Euch anhören — um Alberts willen — um der Aufklärung willen, die ich haben werde, auch wenn Ihr mich belügen solltet. Nennet den Zeugen, den Ihr bei der Verhandlung haben wollt.“

Er nannte den Namen Günthers. Darauf rief

Madeleine einen Bauern von der Wiese herauf und wandte sich wieder an das Volk:

„Dieser Mann will ein ordentliches Inselgericht. Ich habe es ihm zugestanden. Seine Richterin kann niemand anders sein als ich. Zeugen werden sein Herr Günther und der Bauer Eister. Das Urtheil werdet Ihr hören. Gehet jetzt nach Hause!“

* * *

Es war in demselben Zimmer, in dem Günther einst vor dem Inselgericht gestanden hatte. Auf dem Richterstuhl saß die Blinde, neben ihr Günther, der das Amt nur mit Rücksicht auf die gräßliche Familie angenommen hatte, auf der anderen Seite der Bauer. Der Oberst stand drei Schritt vor dem Tisch, die Thür war von außen bewacht.

So stand das Tribunal, als sich die Thür öffnete und Graf Raimund eintrat. Die Blinde erkannte ihn, als ob sie ihn sehen könnte, stand auf und streckte abwehrend die Hände aus. Aber sie glitt auf ihren Sessel zurück und tat keinen Einspruch. Der Graf kam müde heran und sah mit einem Blick verzweiflungsvoller Trauer den Oberst an.

Der Oberst wandte sich ab. Da setzte sich der alte Graf gebrochen auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und sah nur manchmal voller Entsetzen auf seinen alten Freund.

Die Richterin wollte die Verhandlung beginnen, aber sie brachte nur ein paar abgerissene Worte hervor. Die Erregung, die sie angesichts des Volkes aufrecht erhalten hatte, war einer schweren Kraftlosigkeit gewichen. Sie sah auf Günther:

„Ich bitt' Euch,“ sagte sie, „führt die Verhandlung, ich kann es nicht; ich kann nur zuhören.“

Günther besann sich einige Sekunden, dann wandte er sich an den Oberst. Er sprach in einem ganz ruhigen Juristenton, wie bei einem amtlichen Verhör, so, als ob ihn die Sache persönlich nichts angehe.

„Ich habe nicht viel mit Euch zu reden. Ihr seid der Oberst von Düren. Unter Eurem Kommando ist am 3. November 1805 Graf Albert, der Sohn jenes Mannes und Gatte dieser Frau, kriegsrechtlich erschossen worden?“

„Ja.“

„Wie kam es, daß bei der Exekution ein Oberst kommandierte?“

„Ich war damals noch Hauptmann.“

„Wann wurdet Ihr Oberst?“

„Einen Monat später bei Austerlitz.“

„So müßt Ihr Euch sehr ausgezeichnet haben.“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Ihr nahmt bald nach Austerlitz den Abschied?“

„Ja, der Kriegsdienst machte mir keine Freude mehr.“

„Wurdet Ihr verwundet?“

„Ja.“

„Schwer?“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Ihr waret mit dem Grafen Albert befreundet?“

„Ja.“

„War es nur eine berufliche Kameradschaft oder war es wirkliche Freundschaft?“

„Es war wirkliche Freundschaft.“

Madeleine lachte auf. Der alte Graf erhob sich.

„Er hat ihm —“ sagte er mit zitternder Stimme, „er hat dem Albert zweimal das Leben gerettet.“

„Ist das wahr?“

Der Oberst schwieg.

„Wie alt war Ihre Freundschaft mit Graf Albert?“

„Sie stammte aus dem lombardischen Krieg.“

„Und dort ist es gewesen, wo Ihr Eurem Freunde das Leben rettetet?“

„Es war nichts mehr, als was zwischen Kameraden im Felde vorkommt.“

Günther wandte sich an Madeleine.

„Wußtet Ihr darum? Erzählte Euch Euer Gatte davon?“

Sie nickte.

„Albert war sehr dankbar,“ sagte sie.

Günther war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

„Sprach Euer Gatte mit Begeisterung davon? Rühmte er es als Heldentaten, was der Oberst für ihn getan hatte?“

„Ja!“ sagte sie verdrossen. „Albert war sehr dankbar und für seine Freunde immer voll des Lobes.“

Günther wandte sich wieder an den Oberst.

„Ihr waret also seit dem Jahre 1800 mit Graf Albert befreundet? Im Jahre 1803 hat sich Graf Albert vermählt. Waret Ihr auch dann noch mit ihm befreundet?“

„Nein!“

Madeleine sprang auf.

„Das lügt er. Sie waren auch nach der Verheirathung noch Freunde.“

„Graf Albert war mein Freund oder glaubte, mein Freund zu sein, aber ich war nicht mehr der seinige!“ entgegnete der Oberst.

„Habt Ihr ihm das gesagt?“ fragte ihn Günther.

„Ja. Er konnte mich nicht begreifen.“

„Nun, ich komme bald zur Hauptsache. In dieser letzten Nacht hat, wie Ihr wißt, ein unglückseliger Mensch einen elenden und grauenhaften Tod gefunden. Er hat die verräterische Zeichnung, als deren Urheber Graf Albert kriegsrechtlich erschossen wurde, aus dem Zimmer des Grafen Raimund gestohlen, hat sie oben in der Kapelle unter furchtbarer Selbstanklage entzündet, sich dabei selbst den Untergang geholt und

in seinem Todeskampf sich als den Verräter und Verfälscher der Zeichnung bekannt. Ich habe darauf das Haus des Verstorbenen durchsucht, nicht weniger als zwölf Entwürfe derselben Zeichnung gefunden und mich auch sonst überzeugt, daß Valentin für Fälschungen ein geschickter Mann war.“

Der Oberst nickte mit dem Kopfe.

„Valentin war früher ein geschickter Zeichner und Kupferstecher. Er verlumpte, ging zu den Soldaten und wurde wegen seiner Fertigkeiten viel in Bureaus und Kanzleien beschäftigt.“

„So glaubt Ihr, daß Valentin wirklich der Urheber der Zeichnung war?“

„Er war es!“

Es entstand eine Pause. Ein Vogel, der draußen sang, brach mitten im Liede ab, schwere Todesstille ruhte über dem Gemach. Günther erhob sich:

„Oberst von Düren, ich komme nun zu der Frage, von deren Beantwortung alles abhängt. Ich beschwöre Euch als Edelmann und Mensch, angesichts des grauenvollen Todes jenes unglücklichen Menschen und der schweren Trauer dieses Vaters und dieser Witwe die Wahrheit zu sagen. Valentin hat vor seinem Tode behauptet, daß Ihr ihn zwar zu seiner verbrecherischen That nicht angestiftet habt, daß Ihr aber davon Wissen hattet und daß Ihr darum wußtet,

noch ehe Graf Albert fiel. Hat der Sterbende die Wahrheit gesprochen?“

Der Oberst schloß die Augen. Ein paar Augenblicke zitterte und wankte seine Riesengestalt wie ein Baum im Sturm, dann sagte er leise:

„Valentin hat die Wahrheit gesagt!“

Langsam setzte sich Günther. Der Graf stieß einen Wehschrei aus und brach ganz in sich zusammen, selbst dem Bauern entfuhr ein Ruf des Entsetzens.

Nur Madeleine saß ganz still. Ja, ein Lächeln ging um ihren harten Mund, und ihre blinden, offenen Augen schillerten.

Der Oberst stand immer noch mit geschlossenen Augen, und der innere Sturm schüttelte ihn. Dann begann er zu reden mit halblauter Stimme, aber ganz ruhig, als ob er eine auswendig gelernte Sache her sagte:

„Es war bei Marengo. Wir wichen der Übermacht einer feindlichen Reiterattacke. Mein Kamerad Graf Albert wurde vom Pferde geschossen. Er lag hilflos am Boden, dem Schicksal verfallen, eine Minute später von den Hufen der fremden Rosse zerstampft zu werden. Ich wandte mein Pferd, stieg ab und hob den Verwundeten in meinen Sattel. Dabei bekam auch ich eine Kugel des schnell daherjagenden Feindes. Aber mein Hengst war so gut, daß wir entkamen. Wir lagen dann zusammen im Hospital, und unsere

Freundschaft, die vorher oberflächlich war, schlug ins Herz. Ich entschleierte dem Freunde meine Seele, ich beichtete ihm alle Sünden und Fehler meines Lebens, ich sagte ihm auch, daß mich das Schicksal rauh angefaßt habe und wenig Freuden auf meinen Weg streute. Eine harte, liebeleere Kindheit war der Anfang, und liebeleer blieb die ganze Jugend. Bis mir in Wien ein Wunder geschah. Ich sah ein Mädchen, und von da an glaubte ich, der Himmel, von dem alle Herzen träumen, könne nichts anderes sein als dieses Wien. Das alles sagte ich Albert, und damals meinte er, ich sei ein Dichter. Wir wurden gesund, ich ein paar Wochen eher als er. Die nächste Gelegenheit brachte mich nach Wien. Es gab nichts auf der Welt, was ich noch suchte, als jenes Mädchen. Aber sie war mir nicht nur lieb, sie war mir auch so heilig, daß ich es nicht wagte, sie zu begehren, sie um ihre Hand zu bitten. Ich erschien mir viel zu armselig, viel zu unbedeutend für sie. Aus ganz kleinen Guldbeweisen wob ich mir aber doch einen goldenen Glücksschleier. So diente ich zwei Jahre um sie. Mein Freund Albert lebte indes den größten Teil der Zeit in Paris. Er schrieb von dort Briefe, aus denen hervorging, daß die dämonische Größe des Feindes, gegen den wir gestritten hatten, auch auf seine empfindsame Seele tief gewirkt hatte. Es ist zu sagen, daß er Napoleon anbetete wie einen gewaltigen, wenn

auch bösen Gott. Es gab damals viele Offiziere dieser Gesinnung. Albert kam nach Wien zurück, und er führte dort verwegene Reden über Napoleons Größe und über der deutschen Staaten jammervolle Verrottung. Das war es, was später seine Richter gegen ihn ins Feld führten, was auch seinen Vater verwirrte. Mich fragte er, was ich treibe. Ich sagte ihm, ich treibe eigentlich nichts, ja, ich sei sogar ein recht saumseliger Soldat geworden. Ich hätte nur jenes eine Mädchen im Kopf und im Herzen, von dem ich ihm im Lazarett erzählt hätte. Er lachte mich aus. Er hatte eine viel leichtere und darum auch viel glücklichere Art als ich. Ich erzählte ihm so viel von jenem Mädchen, ich ließ ihn so brummentief in meine Seele sehen, daß er endlich neugierig wurde und die Schöne zu sehen begehrte. Ich war ein so unglücklicher Narr, ihm zu Willen zu sein. Ich hätte wissen müssen, daß ich damit das Verhängnis über mein Leben heraufbeschwor. Denn es gab keinen, der leichter über Frauenherzen siegte als Albert. kaum einen Monat, nachdem er jenes — jenes Mädchen kennen gelernt hatte, kam er zu mir und sagte, er werde sie heiraten. Er erschrak wohl vor meinem Gesicht, aber er lachte in seiner Art und sagte: „Ja, mein Freund, die Festung gehört dem, vor dem sie kapituliert. Es ist mit dem Liebesglück wie mit dem Kriegsglück — es ist unberechenbar.“ Und als

er sah, daß er mich wohl zu Tode traf, sagte er: „Sie hätte dir nie gehört. Gönnen sie mir. Gönnen ihr, daß sie glücklich wird. Denn sie wird glücklich.“ Das sah ich, das sah ich freilich alle Tage. Es gab keine glücklichere Braut als die Alberts. Das hörte ich auch von allen Zungen. Da fügte ich mich darein. Aber nach den Tagen, da der glückliche Freund Hochzeit gehalten hatte, haßte ich ihn in tiefster Seele. Und diesen Haß verlor ich nicht mehr, er saß wie giftiger Eiter in den tiefsten Wunden des Herzens.

Das Kriegsjahr 1805 kam. Wieder zogen wir gegen Napoleon. Und auch Albert zog mit gegen den Kaiser, den er als Helden vergötterte, aber den er als Feind seines Vaterlandes ehrlich bekämpfte. Das will ich zu seiner Ehre sagen, denn es ist die Wahrheit. Das Kriegsglück war wider uns. Wir waren in einer kleinen schwachen Festung eingeschlossen und hielten uns wacker. Da wurde eines Tages ein französischer Spion ertappt. Er gestand unter den Qualen, die ihm unser Kommandant bereiten ließ, daß sein Vertrauensmann Graf Albert sei, er bezeichnete einen Ort, wo die geheime Korrespondenz gewechselt wurde, und man fand dort eine Zeichnung und einen Brief, die nach der Schrift und der ganzen Art nur vom Grafen Albert herrühren konnten. Als ich davon hörte, war mein Herz voller Freude. So tot war meine Freundschaft, so unsterblich war meine

Liebe. Wohl kamen mir Zweifel, Graf Albert sei des Verraths nicht fähig; aber ich brachte mich in Erinnerung, wieviel Fürsten und Edle in jenen Tagen des Unglücks das Vaterland schon verraten hatten. Und ich wollte an Alberts Schuld glauben. Der Kommandant setzte ein Kriegsgericht ein, dem ich nicht angehörte. Das Gericht verurteilte Graf Albert einstimmig zum Tode. Der Kommandant war ein harter Mann, er liebte eigentlich keine andere Strafe als den Tod. Graf Albert berief sich auf den Kaiser. Der französische General, der die Einschließungsarmee kommandierte, war so höflich, einem Kurier mit dem offenen Briefe an den Kaiser gegen Ehrenwort Durchlaß zu gewähren. Nach einer Woche war der Bote zurück. Der Kaiser lehnte auf Wunsch des Vaters des Delinquenten die Begnadigung ab. Das Standgericht wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt. Nach einer bestimmten Ordnung des Dienstes traf mich das Schicksal, die Exekution zu kommandieren. Ich bat den Kommandanten, mir diesen schrecklichen Dienst zu erlassen. Er schlug die Bitte in seiner finsternen Art ab. Es gebe nur eines, was gelte, das sei die Pflicht gegen das Vaterland, Schwächlinge seien in dieser schweren Zeit nicht zu brauchen. Was gehe ihn unsere alte Freundschaft an. Ich sei Soldat. So sagte er. Ich ging zu dem Verurteilten. Er schwor mir seine Unschuld; aber er sagte, es sei

ihm lieb, daß gerade ich seinen Tod kommandieren sollte. Ich sollte nur eine recht ruhige Stimme haben, damit die Füsiliere keine Dummheiten machten. Dann — dann gab er mir Grüße an sein Weib auf.

So schieden wir. Das Herz war mir beklommen, und doch empfand ich keine Trauer. Ich hatte zu oft Soldaten sterben sehen, als daß mir noch ein Grauen gekommen wäre über einen Schuß ins warme Blut. Alle Tage stand unser Leben auf dem Spiel. Warum sollte jener leben, der allein die Sonne von meinem Lebensweg nahm? Das Schicksal wollte, er solle sterben. —

In dieser Nacht vor der Exekution schlief ich nicht. Ich glaube, in keiner Nacht hat der Sturm in der Welt so getost, wie in jener Novembernacht.

Um Mitternacht klopfte es an meine Tür. Ein Korporal trat ein. Ich glaubte, er bringe mir eine dienstliche Meldung.

Da fiel mir der Kerl zu Füßen, umklammerte meine Knie und schrie:

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, erschießt ihn nicht, er ist unschuldig!“

„Wer?“

„Der verurteilte Herr Graf.“

„Bist du verrückt, du Hund? Woher weißt du es?“

„Ich habe die Zeichnung selbst gemacht — den Brief selbst geschrieben —“

„Es ist Lüge! Die Schrift ist die des Grafen Albert. Der Spion bezeichnet ihn als den Verräter.“

„Ich habe alles gefälscht — weil — weil sie einem Hauptmann mehr glauben als einem Korporal, und weil sie ihn besser bezahlen. Graf Albert ist unschuldig!“

„Ich erschlage dich, du räudige Hyäne!“

Er wimmerte, wand sich vor mir auf dem Boden, beteuerte seine Schuld.

Da erkannte ich ihn, ich wußte, daß er der Mann war, der so gut schreiben und zeichnen konnte, und ein tödlicher Haß faßte mich, ich warf mich auf ihn, würgte ihm den Hals, bis er nicht mehr zuckte, schleuderte ihn in eine Ecke.

Ich selbst hatte keinen Atem mehr, das Herz flog, ich sank in einen Stuhl und glaubte an meinen Tod.

Da fing der Kerl wieder zu schnaufen an, und ich wollte ihm abermals an die Kehle, aber ich konnte nicht. Ich blieb sitzen und sah, wie er sich erholte, wie er wieder Kräfte gewann und auf mich zukroch.

Da faßte mich der Ekel und ich schrie ihn an:

„Ich bin kein Richter und kein Kaiser, der den Grafen freigegeben kann. Gehe zu diesen, aber komme nicht mehr zu mir, sonst schlage ich dich tot!“

Ich öffnete das Fenster nach dem Garten und warf den Buben hinaus auf einen Haufen dürrer Laubes.“

Bis hierher hatte der Oberst seine Beichte in ruhigen, nur manchmal lebhafter bewegten Worten vorgebracht. Es war, als ob ein guter Schauspieler eine auswendig gelernte Erzählung vortrage. Hundertmal, vielleicht Tausende von Malen hatte der Oberst den schweren Text seiner Lebenstragödie in qualvollen Nachtstunden, auf einsamen Wanderungen vor sich hingefagt. Er konnte ihn ebenso auswendig wie der Narr die Bußpsalmen. Eine Minute ruhte er aus, dann setzte er die Beichte fort.

„Ich sah aus dem Fenster, das um doppelte Manneshöhe über der Erde lag, und sah, wie der Sturm das Laub um den Verbrecher wirbelte, und wie sich das Vieh winselnd erhob und von dannen schlich. Nie habe ich ein Wesen mehr gehaßt als dieses unselige Tier. Hätte es sich nicht an mich geschlichen wie eine kranke, winselnde Hyäne — meine Nächte wären ruhig und meine Tage stark geblieben. Es hat mich vergiftet mit seinem eflen Atem, es ist mir nachgeschlichen mit seinem stinkenden Leib durch alle Tage meines ferneren Daseins, bis es an einer Flamme verbrannte. Und da verbrenne ich mit.“

Wieder hielt der Oberst lange inne. Dann nahm er die Erzählung wieder auf:

„Ich sah ihn fortschleichen im Sturm. Ich wußte nicht, wohin er ging. Wenn er zum Kommandanten

ging, zu einem der Richter, zu irgendeinem Menschen, dann war Graf Albert gerettet. Nur zu mir mußte er nicht kommen, nicht zu mir, der ich die Rettung des Grafen nicht wollte. Wohin ist er gegangen? In eine Schenke und hat sich betrunken und hat geschlafen, als Graf Albert fiel.“

Noch eine schwere Pause. Dann fuhr der Oberst fort:

„Ich habe mit allen Engeln des Himmels und mit allen, allen Teufeln der Hölle gerungen in jener Nacht. Ich war nicht imstande, dem einstigen Freunde zum dritten Male das Leben zu retten. Ich redete mir immer wieder ein, ich sei weder sein Richter noch sein Anwalt — ich hätte gar keine Pflicht mehr gegen ihn — gar keine — gar keine — ich hätte nur zu gehorchen — ich sei ein blindes Werkzeug meiner Vorgesetzten — ebenso schuldlos wie die Kugel, die den Grafen traf — der Korporal könne ein Verrückter sein — ein Betrunkenener — was ginge es mich an —

Dazwischen sprach die alte Mannesehre und Soldatentreue —

Und es hätte mich gewiß kein Teufel besiegt; — besiegt hat mich das Andenken an jene engelschöne Frau —

Nach einer furchtbaren Nacht habe ich frühmorgens

um 8 Uhr das Todeskommando gegeben, wie es die Instruktion vorschrieb —

Graf Albert fiel auf die erste Salve —

Mein eigener Todeskampf war schlimmer. Er dauerte durch Jahre. An den Vater des Gefallenen geschmiedet durch Gewissensnot, an jene Frau geschmiedet mit glühenden, unerträglichen Ketten unerlöschlicher Liebe, an jenes verräterische Vieh gekettet, das mir nachschlich und das ich nicht mehr los wurde. So lebte ich auf der Insel der Einsamen.“ —

Der Oberst hatte geendet. Sein Haupt lag mit dem Kinn auf der Brust, aber es war kein Bittern mehr in seiner Gestalt. Er stand ganz still.

Der alte Graf erhob sich, ging mit geballten Händen auf den Oberst zu, wollte reden, lallte aber nur und tastete sich nach seinem Sessel zurück.

Der Bauer, der mit zu Gericht saß, fing laut an zu weinen.

Madeleine saß regungslos. Ihre Augen standen noch offen; aber in ihrem Gesicht zuckte keine Faser. Die Hände lagen starr auf dem Tisch.

Wohl drei Minuten vergingen. Da erhob sich Günther:

„Hugo von Düren, Ihr gehört vor ein Kriegsgericht. Ich habe Euch nichts mehr zu sagen!“

Nun stand Madeleine auf. Ihr Gesicht war still,

fast freundlich. Und mit einer Stimme, die milde klang, sagte sie:

„Aber ich habe noch etwas mit ihm zu reden. Überlaßt ihn mir!“

Sie ging auf den Oberst zu, löste seine Fesseln und sagte:

„Kommt mit mir!“

Er folgte ihr, und die anderen taten keinen Einspruch, als sie mit ihm das Schloß verließ und allein mit ihm über die Wiese dem Walde zuschritt.

Das sechzehnte Kapitel.

Im Walde erfaßte Madeleine die Hand des Obersten, der unter der Berührung zusammenzuckte.

„Nun wollen wir ruhig miteinander reden,“ sagte sie mit ganz friedlicher Stimme, „so, wie wir damals miteinander redeten, ehe ich Albert noch das erste Mal gesehen hatte. Erinnerst Ihr Euch noch an unseren Ausflug auf der Donau?“

„Sprecht nicht davon,“ sagte er gepreßt. Sie aber fuhr fort, wie in Rückerinnerungen versunken:

„Wir waren nur sechs Damen von der Partie, aber etwa zwanzig Herren. Mein Boot war mit Rosen und Flieder geschmückt. Ich wählte Euch zu meinem Fährmann. Da waret Ihr so aufgereggt, daß am Anfang beinahe das Boot gekentert wäre. Dann aber saßet Ihr mir mit strahlendem Gesicht gegenüber, und Eure starken Arme brachten das Boot so rasch vorwärts, daß alle anderen weit zurückblieben. Wißt Ihr das noch?“

„Warum erinnert Ihr mich daran?“ fragte er heiser.

„Weil ich damals eine ganze Weile darüber nachgedacht habe, ob ich nicht Eure Frau werden solle.“

„Madeleine — ist das wahr?“

„Es ist wahr! Und wenn Ihr mich gefragt hättet, würde ich „Ja“ gesagt haben.“

Er blieb stehen, und wieder kam der starke, stumme Schmerz, der ihn schüttelte wie der Sturm den Baum schüttelt. Kein Wort sprach er, keinen Laut brachte er heraus. Aber das Gesicht der Blinden fuhr ein ganz leises, irres Lächeln. Und sie sagte mit einer Milde, die dem andern Wehe bereitete:

„Es wäre wohl ganz gut gegangen, denn ich glaube, damals hatte ich Euch gern. Und Ihr wäret in Ehren geblieben und bei Eurer Klugheit und Tapferkeit wohl jetzt längst ein hoher General.“

So sprach die Peinigerin, und der arme Teufel sah von ferne, weit rückwärts auf seinem Wege eine Paradiesespforte, die zu öffnen er verabsäumt hatte.

Der Frühlingswald blühte über ihnen, mit jungem Laub spielte die goldene Sonne.

„Wie ist das so schön im Walde, die Welt ist so weit, und das Herz wird still. Ist Euch nicht wohl? Ist es nicht schön, daß wir zwei so miteinander gehen, ein Mann und eine Frau ganz allein?“

Da wandte er sich zu ihr, riß sie in seine Arme und küßte sie. Das Blut wich aus ihren Wangen, schneeweiß wurde sie und mit einem leichten Seufzer

verlor sie das Bewußtsein. Er nahm sie in seine Arme, trug sie wie ein Kind, gab ihr die süßesten Namen, küßte sie wieder und wieder und war rot vor Glück, sah mit funkelnden Augen in den Wald, lachte laut aus seiner gewaltigen Brust. Er trug sie noch, als sie erwachte. Da ließ er sie leise nieder- gleiten und stützte sie, damit sie nicht falle.

Sie machte ihm keine Vorwürfe, sondern sagte nur:
„Kommt mit zu meinem Hause.“

Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis sie das Murmeln des Flusses hörten und das Haus auf- tauchte. Als sie vollends heran waren, sagte sie zu ihm:

„Ihr wißt jetzt, daß das Leben schön und wonnig sein kann, voll von Glück und Liebe. Setzt Euch zu mir auf die Bank. Hier habe ich gefessen durch die vielen Jahre meiner Verlassenheit. Drüben rauschte der Fluß. Der kam von einer Stadt her, wo einst mein Glück war, und sang mir von jenen Tagen der Freude ein immerwährendes Lied. Und an der Sonne, die über mir, aber auch zugleich über jenen verlorenen Stätten meines Glückes schien, habe ich mich blind gesehen. Nun will ich Euch fragen, wie ein Mensch in Gerechtigkeit einen anderen Menschen fragt: „Warum habt Ihr meinen Mann dem Tode überliefert?““

„Weil er mir Euch genommen hat, Madeleine!“

„Und weil Ihr mich sehr liebtet?“

„Weil ich Euch liebte!“

„Wohl! Mein Mann hat sterben müssen, weil er mich Euch nahm. Ich habe meinen Mann auch geliebt. Und Ihr habt ihn mir genommen. So gibt es jetzt auch nur eine Folge, die Euch treffen kann. Sprecht es selbst aus.“

„Ich muß sterben!“ sagte er mit ruhiger Stimme.

„Ja!“ entgegnete sie ebenso ruhig. Kein Laut. Nur der Strom sang sein ewiges Lied.

Der Oberst saß einige Augenblicke still da; dann faßte er in eine tiefe Tasche seines Rockes und brachte ein Pistol heraus.

„Ich verspreche es Euch,“ sagte er. „Noch ehe die Sonne sinkt, wird es geschehen sein.“

Da stand sie auf, stellte sich vor ihn hin und sagte streng:

„Nein, nicht durch eigene Hand werdet Ihr fallen; Ihr werdet genau so sterben wie Albert: Ihr werdet exekutiert werden.“

„Von wem?“

„Von mir!“

Er fand erst keine Entgegnung. Dann erhob er sich und sagte:

„Für eine Frauensperson seid Ihr von sehr starker Konsequenz, Frau Gräfin. Wann und wo wollt Ihr, daß es geschehen soll?“

„Es soll hier geschehen, und zwar bald.“

Herrisch war ihr Gesicht und eiskalt ihre Stimme, als sie das sagte.

„Wie Ihr wollt!“ entgegnete er ohne erkennbare Erregung.

„Wenn Ihr noch irgend jemand irgend etwas mitzuteilen habt, wenn Ihr an den Himmel glaubt und mit ihm noch eine Rechnung begleichen wollt in Eurem Herzen, geht in das Haus hinein. Ihr seid da allein, und Ihr findet dort Feder und Papier. Eine Stunde gönne ich Euch und warte hier auf der Bank. Nach einer Stunde kommt zu mir heraus.“

Er besann sich und ging schweigend in das Haus hinein. Schon nach kurzer Zeit kam er zurück. Er reichte Madeleine einen Brief und sagte:

„Diesen Brief bitte ich dem Herrn Grafen Raimund abzugeben.“

„Es wird geschehen. Habt Ihr noch etwas zu sagen?“

„Ja. Ich bitte, daß Ihr mich mit dem eigenen Pistol erschießet, und daß Ihr es mir nach meinem Tode in die Hand gebt und mich auch so begraben laßt.“

„Warum?“

„Warum? Nun, ob ich gleich meine Ehre verloren habe, bin ich doch ein alter Soldat. Und das Ding da — das Pistol — das hat mir so manche

Dienste geleistet im Kriege. Es ist eingerichtet auf das, was es nun zu tun kriegt.“

Sie nahm das Pistol von ihm an und sagte:

„Ich werde Euren Wunsch erfüllen. Und ob ich Euch gleich jetzt noch hasse — wenn die Sühne vollbracht ist, werde ich wieder ohne Verachtung an Euch denken können.“

„Das ist mir genug,“ sagte er schlicht, „darüber freue ich mich. Und so wollen wir nicht länger säumen. Wohin soll ich mich stellen?“

„Neben die Thür, dicht an die Wand.“

Er gehorchte. Ein Knuck rief im Walde. Mitten im ersten Ruf brach er ab. Fünf bis sechs Schritt vor dem Oberst nahm Madeleine Aufstellung. Sie sagte in einem leisen, aber festen Befehlstone:

„Ihr werdet Euren Tod ebenso kommandieren, wie Ihr den Tod Alberts kommandiert habt.“

„Jawohl,“ entgegnete er und stand hochauferichtet, die Augen groß auf seine Richterinnen gerichtet, an der Wand:

„Legt an!“

Sie erhob die Hand mit dem Pistol.

„Eins!“

Die Blinde richtete die Waffe nach dem Schall der Stimme.

„Zwei, drei — Feuer!“

Der Schuß krachte, und der Oberst brach zusammen. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen.

Erst stand sie regungslos. Dann fragte sie im Zischelton:

„Lebt Ihr noch?“

„Ja!“ antwortete ein Stöhnen. „Gebt — das Pistol — es ist gleich aus —“

Sie ging langsam heran und kniete sacht bei ihm nieder. Er tastete nach ihrer Hand und zog sie an seine Lippen.

„Ich liebe Euch, Madeleine! — Gebt das Pistol —“

Sie gab es ihm in die rechte Hand.

„Seid Ihr — seid Ihr — so schwer getroffen?“ fragte sie. Ihre Stimme klang zerbrochen, wie ein Klirren.

„Oberst!“ — — Sie rief es.

„Hugo von Düren!“ — — — Sie schrie es.

Er gab keine Antwort mehr.

Da kamen über sie die furchtbaren Schauer des Todes.

Sie beugte sich tief, sie suchte sein Gesicht, sie preßte ihren brennend heißen, fiebrigen Mund auf seine hohe Stirn und fühlte, wie sie kalt wurde.

Dann richtete sie den Oberkörper des Gefallenen auf, setzte sich auf die Bank und bettete den Kopf des Toten in ihren Schoß. Mit sanftem, zärtlichem

Finger drückte sie ihm die Augen zu und begann mit ihm zu reden.

„Schlafe, schlafe nun gut! Das Leben ist aus, und die Schuld ist aus. Ich habe keinen Groll mehr gegen dich. Ich achte dich wieder, Oberst von Düren. Siehe, ich bin ganz freundlich mit dir. Ich streichle dir über deine schönen grauen Haare.“

Und eine Weile darauf:

„Wo ist nun deine Seele? Wo ist sie? Ist sie der Seele Alberts begegnet? Zürnt Ihr Euch immer noch? O, zürnet Euch nicht mehr! Sehet, die Frau, die Euch entzweite, ist alt und blind und ist kalten, harten Herzens — sie ist keiner Liebe mehr wert! Zürnet Euch nicht mehr! Wenn Ihr Euch aber doch im Groll begegnet, draußen, jenseits des Lebens, dann kommt zurück, kommt hierher zu mir auf diese Bank, von der ich in die Sonne sah, bis ich blind wurde. Kommt hierher und sprecht mit mir. Ich will Euch versöhnen.“

Sie lehnte das Haupt an die Mauer und sprach wie in einer Vision:

„Bist du da, mein lieber Albert, bist du bei mir? Siehe, ich habe deinen Tod gerächt, wie ich es dir und mir gelobt habe seit vielen Jahren. Der Feind ist tot!

„Was siehst du mich so traurig an, Albert? Warum

freust du dich nicht? Bin ich nicht dein treues Weib?

„Ich zürne ihm nicht mehr; denn seine Schuld ist gesühnt, Aber es mußte alles so geschehen, weil er seinen Freund hingeopfert hat. Siehe, ich halte seinen Kopf in meinem Schoß; ich weine über ihn; aber wenn er lebte, müßte ich ihn doch wieder töten, weil er seinen Freund geopfert hat. — — —

„O, Albert, was bist du so blaß? Zürnst du über seinen Tod? Seit du fielst, war dieser Tod mein Ziel. Bist du nicht zufrieden mit deiner treuen Madeleine?“ —

Sie fängt plötzlich an unruhiger zu werden und zu zittern. Sie beugt sich über den Toten und sagt: „Es geschah dir recht, denn du warst untreu und Albert war treu.“

Das blasse Haupt fällt von einer Seite auf die andere. Es ist, als ob der Tote den Kopf schüttelte. Da kommt ein jäher Schrecken über die Blinde.

„Was willst du sagen, du toter Mann? Er war dir nicht treu? Er hat dir — was getan? Was hat er dir getan? Was hast du ihm getan?“

Gottes haarscharfe Gewissenswage richtet sich auf in der Seele des Weibes, und ein Blitz grellen Erkennens zuckt über die Abgründe ihres Lebens. Keuchend sagte sie:

„Er — Albert — war nicht der hohe Heilige, an

den ich glaubte? Er hätte dem Freunde, dem er zweimal das Leben dankte, nicht das Leben seines Glückes nehmen dürfen — — hätte entsagen müssen — von Anfang an entsagen, des Freundes, des Retters halber; er tat es lachend anders — und dann kam alles — wie es kommen mußte?“ —

Das Gesicht der blinden Richterinnen entfärbt sich, und abermals sinkt sie ohnmächtig in die Arme des Todfeindes, der sie diesmal nicht liebkost, sondern sie kalt und stier umfaßt.

Günther fand die beiden. Der an den Grafen gerichtete Brief des Toten lautete:

„Herr Graf, ich bitte Euch um Verzeihung wegen des schweren Unglücks, das Euch durch meine Mitschuld getroffen hat. Ich habe meinem verlorenen Leben vor dem Hause der Gräfin Madeleine selbst ein Ende gemacht.
Hugo von Düren.“

Als es an diesem Tage Abend geworden war, begruben ein paar Bauern die Leiche des Narren. Ein Sarg war nicht vorhanden, also wurde der Leichnam auf ein Brett gebunden und nach dem Grabe getragen, das ganz tief im Gebüsch ausgeschaufelt worden war. Die Männer vollzogen ihr Geschäft in tiefem Mißmut und Widerwillen. Nur einer von ihnen, den das Leben draußen am schwersten getroffen,

hatte ein christliches Gefühl des Erbarmens. Als der Narr auf das Brett gebunden schon in der Grube lag, sagte jener Bauer zu den anderen:

„Wartet noch, ehe Ihr ihn einscharrt!“

Er eilte nach dem Hause des Narren, holte das Psalmenbuch und legte es dem Toten aufgeschlagen auf die Brust. Mond und Sterne schienen hell, und es waren in den verbrannten Händen des Narren die Worte zu lesen:

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“

Dann wurde das Grab geschlossen.

Zur selben Stunde ging Madeleine nach dem Schlosse, traf den Grafen und Günther und sagte ohne jede Einleitung:

„Ich habe den Oberst erschossen!“

Sie wollten es nicht glauben und lasen ihr den Brief des Obersten vor. Sie lächelte darüber und sagte:

„Er war ein Edelmann! Er wollte es auf sich selbst nehmen. Ich habe den Oberst erschossen, und er selbst hat kommandiert!“

Da brach bei Günther die alte Festigkeit durch, und er schrie die blasse Frau, die vor ihm stand, an:

„So habt Ihr einen Mord verübt. Ihr hattet kein Recht zu richten. Ihr habt ein Verbrechen begangen, Ihr wildes, phantastisches, verrücktes Weib!“

Sie entgegnete nichts darauf. Sie gab nur einen großen Brief ab und sagte:

„Lob oder Tadel erreichen wohl meine Ohren, aber nicht mehr mein Herz. In diesem Brief steht mein Leben beschrieben bis auf diesen Tag. Ich habe nichts beschönigt, es ist alles nach der Wahrheit aufgezeichnet, auch daß ich den Oberst erschossen habe. Der Brief ist an den Kaiser gerichtet. Ich werde in meinem Hause warten, bis mich das Gericht abholen läßt. Ich werde nicht fliehen; aber Ihr könnt doch mein Haus bewachen lassen.“

Der Graf ging auf Madeleine zu und reichte ihr die Hand hin.

„Willst du mir verzeihen, Madeleine? Siehe, ein geschlagener Mann bittet dich darum!“

Sie starrte wie geistesabwesend auf die Hand, ohne sie zu berühren.

„Es wankt alles um mich — mein Geist ist wirt geworden — aber Euch verzeihen werde ich nie!“

Als sie das gesagt hatte, ging sie nach ihrem Hause zurück, verschloß es und verriegelte die Fensterläden.

Im Frieden der blühenden Frühlingsnacht lag die Insel der Einsamen. Silber glänzte der Strom. Seine Wellen spielten und tanzten und sangen: Kommt alle auf flinken Rähnen und fahrt in die

Welt! Einsamkeit und Verbannung sind aus, der Weg ist frei in die weite Ferne.

Der alte Graf Raimund stand lange am hohen Schloßfenster und sah auf den rinnenden Strom. Im Strom ist Leben, und wohl ist allen denen, die an der starken Lebensstraße wohnen. Der Strom führt Güter heran und Güter davon, und nur im Wechsel ist Glück. Die aber, die auf einsame Inseln flüchten, müssen verarmen, müssen versiegen wie Teiche, die ohne Zufluß sind. Freilich gibt es einsame Menschen, die glücklich und friedlich sind und den Strom des Lebens nicht entbehren. Sie wohnen nicht nur in Klöstern und auf einsamen Höfen, sie stehen oft mitten in der Welt und sind doch wie einsame Waldseen, in die keine Welle der Zeit fließt. Sie verarmen und versiegen nur dann nicht, wenn aus dem tiefsten Grunde ihres Seins der klare, unerschöpfliche Brunnen der Liebe Gottes und der Menschen quillt. Dieser Urquell füllt immer wieder aus, was am heißen Licht des Tages verdunstet. . . Wer diese Quelle nicht hat, ist in der Einsamkeit verloren, sein Leben wird zum Sumpf; denn Luft und Erde sind stärker als das tiefste Wasser.

So gingen die Gedanken des Grafen, und es fiel ihm ein altes Wort ein, das Augustinus der Große in sein gewaltiges Buch der „Bekanntnisse“ schrieb:

„Fecisti nos ad te, et inquietum cor nostrum, donec requiescat in te.“

In jener Nacht gab Graf Raimund seiner Insel der Einsamen eine neue Verfassung. Er bestimmte, daß alle, die auf der Insel lebten, nicht mehr hörige Pächter, sondern freie Eigentümer ihrer Besitzungen sein sollten; unabhängig sollte jedermann schalten und walten, wie er es für gut halte, und dort, wo der Flußarm am schmalsten war, solle eine Brücke von der Insel hinüber zum Ufer geschlagen werden. Zu seinem bevollmächtigten Stellvertreter auf der Insel setzte er Herrn Günther ein. Er selbst wolle eine Pilgerfahrt machen.

Der Graf ließ Günther zu sich rufen.

„Auch Euch habe ich Unrecht getan. Wollt Ihr mir auch nicht verzeihen?“

Wieder streckte er bittend die Rechte aus. Günther beugte sich stumm und küßte die dargebotene Hand. Darauf übergab ihm der Graf die Proklamation, alle seine Papiere und sein ganzes Vermögen.

„Bewahrt es mir! Heute in drei Jahren hoffe ich von der Reise zurück zu sein.“

„Ihr wollt fort? Und erst nach drei Jahren zurückkehren?“ fragte Günther erschüttert.

„Ja! Vielleicht daß ich nach so langer Zeit wieder ohne Schaudern über diese alte Insel gehen kann.“

„Ich werde die Insel treulich bewachen.“

„Nein, junger Freund, ich wünsche nicht, daß Ihr hier bleibt. Dieses traurige Eiland ist gewißlich kein Aufenthalt für Eure Jugend. Ordnet hier alles und dann ziehet fort! Fliehet die Einsamkeit, suchet das Leben!“

Er schwieg. Da brachte Günther seine Brautwerbung vor.

„Herr Graf, Ihr habt mir heute Eure Güter anvertraut; wollt Ihr mir auch das herrlichste Gut vertrauen, das Ihr besizet — Euer Kind?“

Im Kampf mit schweren Tränen zuckte dem Alten der Mund. Er ging hinaus, brachte Klotildis, küßte sie lange und innig auf den Mund und führte sie schweigend in Günthers Arm.

Die beiden Liebenden umschlangen sich selig, und als sie endlich aufsehen, merkten sie, daß der Vater das Zimmer verlassen habe. Sie warteten eine Weile, aber er kam nicht wieder.

„Er ist fort!“ schrie Klotildis auf.

Sie eilte mit Günther an den Strom.

„Vater! Vater!“

Weit drunten auf dem Flusse schwamm Rajetans Kahn. Ein Mann stand im Boot und winkte — —

Das siebzehnte Kapitel.

Drei Jahre lang rann das Wasser des Flusses den Strom hinab. Der Fischer Rajetan saß daran und träumte. Zu arbeiten brauchte er gar nicht mehr. Das Weib, das ihm einst davongelaufen war, war zurückgekehrt und schaffte im Hause. Am Flusse aber war nichts zu tun; das Fischfangen lohnte sich nicht, und mit der Kahnfahrt war es vorbei. Eine Brücke führte von der Insel nach dem Ufer. Wie unendlich viel Geld und Mühe diese Brücke gekostet hatte, wußte Rajetan nicht; er wußte nur, daß er die Brücke haßte. Sie hatte ihn ruiniert. Keinem Menschen fiel es mehr ein, auf Schleichhandelswegen den Überfluß der Insel nach der Stadt zu verkaufen; jeder schaffte seine Ware selbst dahin. So kann der Fortschritt der Zeit einen ehrlichen Mann zugrunde richten.

Im Februar des dritten Jahres aber kam ein ungeheurer Eisgang und riß den ganzen mühsamen und kostspieligen Brückenbau zusammen. Da hat Rajetan ein so ungeheures und langanhaltendes Gelächter ausgestoßen, daß er ernstlich krank wurde und ein

Medikus geholt werden mußte, der konstatierte, Rajetan habe sich einen inneren Schaden gelacht.

Das eine war aber offenbar geworden: das Schicksal wollte, daß die Insel eine Insel bleibe und daß langjährige treue Beamte nicht überflüssig würden.

Ach, die alte Zeit kehrte trotz allem nicht wieder. Der Müller, der Schmied und der Einöder schafften sich selber Rähne an, fingen Fische und ruderten Waren nach der Stadt für sich und andere, als wenn sie ein Recht dazu hätten, als wenn sie so etwas überhaupt verstünden. Aber der neue fremde Verwalter, der von Herrn Günther eingesetzt worden war, hatte keinen Sinn für Gerechtigkeit.

Wenn der alte Herr wiederkäme! Er kam nicht; er sandte auch alle die langen Jahre nicht ein einziges Mal Nachricht. Wo mochte er weilen? Rajetan weinte manchmal, wenn er an den alten Herrn dachte, der nun so weit in der Fremde war. Noch mehr aber sehnte er sich nach Klotildis. Er hätte gejubelt, wenn sie jetzt einmal gekommen wäre, ihm Speckstückchen in den Mund geschoben und ihn nachher an einem Strick hinter sich hergezogen hätte wie ein Metzger ein Kalb. Was war das für eine schöne Zeit! Auch Klotildis kam nicht. Der Sängerin hatte sie manchmal Briefe geschrieben. Sie konnte jetzt sehr schöne Briefe schreiben und war klug wie ein Doktor. Das hatte sie alles von Günthers Mutter gelernt.

Die war auch mit ihr auf Reisen gegangen. Bis nach Amerika oder gar bis Paris.

Nur Herr Günther war einmal dagewesen. Er hatte den Freiheitskampf mitgekämpft und war nach dem Kriege nach der Insel gekommen. Da waren einmal ein paar lustige Tage gewesen nach all der Traurigkeit. Der Junker war nicht über die Brücke gegangen; er hatte sich von Rajetan rudern lassen. Das hatte ihm der Fischer hoch angerechnet und ihn unterwegs mit freudig bebender Stimme gefragt:

„Habt Ihr die Klotildis schon geheiratet, Herr Junker?“

„Nein, Alter. Das kommt erst später.“

Sie gedachten beide jenes Augusttages, da Günther zuerst in dieser Gegend aufgetaucht war und Rajetan eine Menge Neuigkeiten aus der Welt erzählt hatte. Und da war auch diesmal des Fischers Wißbegierde wieder rege geworden.

„Ist sonst inzwischen was Merkwürdiges passiert in der Welt?“ hatte Rajetan gefragt.

„Ja,“ hatte der Junker sehr ernst geantwortet; „Karl der Große ist gestorben.“

„So — so — Karl der Große ist gestorben. Gekannt hab' ich ihn nicht, aber Gott hab' ihn selig!“

Und Rajetan hatte sich bemüht, über den Tod Karls des Großen ein teilnahmsvolles Gesicht zu zeigen,

wie er es beim Empfang einer so traurigen Nachricht für schicklich hielt.

Ein paar schöne, lustige Tage hatte es auf der Insel gegeben. Ein richtiges Fest war auf dem Schloß gegeben worden, und der Schuster Fridolin hatte sich dabei so sehr betrunken, daß er ganz krank wurde und die anderen einen großen Spaß dabei hatten. Der Liebesbrunnen war auch wieder hergestellt worden, und wie Rajetan einmal hinging, um ihn anzusehen, saß richtig der alte Uhu, die Dörte, wieder in ihrem Häuschen. Auch Lukas, der Polizist, war wieder in sein Amt eingesetzt und führte jetzt den Titel „Wachtmeister“, auch hatte er eine Uniform, in der er aussah wie ein General. Der Junker schien all die schwere Zeit, die gewesen war, vergessen zu haben. Aber er war bald wieder abgereist und hatte auch nicht gesagt, wann er wiederkommen wolle.

Und einmal war die schwarze Frau dagewesen, die blinde. Als es damals auf der Insel ruchbar geworden war, daß Madeleine den Oberst erschossen habe, hatten die Inselleute ihr Haus umstellt und sie beschimpft und ihr gedroht. Sie aber hatte die Tür ihres Hauses geöffnet und war mitten unter die Rote getreten. Da waren alle Leute scheu nach Haus gegangen. Aber es wollte niemand mehr mit der Blinden etwas zu tun haben, auch dann nicht, als es geheißsen hatte, Madeleine habe sich selbst beim

Kaiser angezeigt, aber der Kaiser habe befohlen, daß ihr kein Leid geschehen solle. So war die Blinde von der Insel verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gekommen sei. Nur Rajetan wußte, daß sie im zweiten Sommer eines Nachts an sein Fensterchen geklopft und verlangt hatte, er solle sie nach der Insel rudern. Sie hatte einen Kranz in den Händen gehabt, der war für das Grab des Obersten bestimmt. Mit Rajetan hatte sie fast gar nicht gesprochen. Sie sah sehr blaß und mager aus und hatte einen bösen Husten. Als sie am Ufer zurück waren, hatte Rajetan sie schluchzend gefragt, ob es ihr denn nicht gut gehe. Da hatte sie die blinden Augen geöffnet, ihn angestarrt und wie geistesabwesend gesagt: „Mein ist die Rache, spricht der Herr; ich will vergelten!“ Und war auf die Landstraße zugegangen, wo ein Wagen wartete. —

So sitzt der Fischer Rajetan am Strom und träumt von vergangenen Zeiten. Es ist schönes Frühlingswetter, gerade so wie vor drei Jahren, als an dem einen fürchterlichen Tage sich das ganze Leben auf der Insel veränderte.

Plötzlich spitzt Rajetan die Ohren. Ja, er spitzt sie wirklich und hebt seine große Nase schnubbernd in die Luft, wie ein großer Hund, der von weitem seinen Herrn spürt. Den Fluß stromauf von der Stadt her kommt ein Boot. Außer den zwei Schiffern, die

stehend rudern, sitzen drei Personen darin. Ein weißes Tüchlein weht — ein Fuchzer schallt über das Wasser. — Da steht Rajetan selig erschrocken auf, rutscht in der Aufregung auf dem Lehm Boden aus und fällt vor Freude in den Strom. Er pudelt sich wieder heraus, er reißt seine Mütze vom Kopfe, winkt damit wie ein Mährischer und schreit „Ho!“ und „Hu!“ so laut und melodisch wie ein Stier.

„Rajetan!“

„Klotildis!“

Die beiden Freudenschreie begegnen sich über dem Wasser. Da sitzt auch Rajetan schon in seinem Boot und fährt dem anderen Schifflein entgegen. Nie in seinem Leben ist der Schiffer so schnell gefahren wie an diesem Tage. Und wieder und wieder ruft er: „Klotildis!“ und immer kommt es freudig zurück: „Rajetan! Rajetan!“ Jetzt sind die Rähne fast beieinander — drei — vier Fuß sind noch Zwischenraum — und es setzt mit einem kühnem Sprunge ein junges, blühendes Mädchen vom drübigen Rahn in Rajetans Boot, daß es aufs allerbedenklichste schwankt und Rajetan und Klotildis nur in inniger Umarmung das Gleichgewicht halten können. Das helle elegante Reifelleid des Fräuleins sieht aus, als sei eine nasse, schmutzige Bulldogge an ihr hinaufgesprungen; die nasse Bulldogge selbst aber ist von allem so verblüfft, daß sie nur sagen kann:

„Aber Klotildis, ich denke — Ihr seid ein richtiges gebildetes Fräulein geworden!“

„Das bin ich, Rajetan, das bin ich — aber jetzt setze dich hin und gib mir die Ruderstange — ich fahre dich heim! — Und ich komme dir eine schöne, große Neuigkeit sagen: Du wirst bei uns Zollmeister, hast nie etwas zu tun und lebst herrlich und in Freuden.“

„Das will ich gern,“ sagte Rajetan voll Dienstbereitschaft. —

Im anderen Boot saß Günther, und neben ihm war eine Frau mit einem stillen, edlen Gesicht.

„Da siehst du nun, was ich erreicht habe,“ sagte die Dame lächelnd.

„Frau Mutter, du hast alles erreicht. Das Beste aber, was du getan hast, ist, daß du sie im innersten Kern so gelassen hast, wie sie war.“

Friedlich trugen die beiden Schifflein glückliche Menschen zum Ufer der Insel der Einsamen.

Am Abend desselben Tages schwamm noch ein anderes Boot der Insel zu. Es saßen drei Mönche darin im schwarzen Kleid des Benediktinerordens. Als die Insel sichtbar wurde, stand der eine Mönch auf, richtete sein weißhaariges Haupt empor und lenkte die Blicke seiner dunklen Augen voll Verlangen auf das grüne Giland.

„Ich bitt' Euch, Pater Augustin, setzt Euch! Macht es Euch nicht zu schwer!“ bat ihn einer der Gefährten.

Da setzte sich der Alte, faltete die mageren Hände und betete still für sich.

Am Ufer war derweil das ganze Inselvolk versammelt. Sie hatten alle ihre besseren Kleider an, und die Frauen trugen Blumensträuße in den Händen.

Sie wußten, daß heute Abend ihr alter Herr wiederkomme.

Als nun der dunkle Mönch aus dem Schiffe stieg und als die Leute in ihm ihren alten Herrn erkannten, fielen viele auf die Knie, und fast alle weinten laut auf. Am schmerzlichsten weinte Klotildis.

Der Graf stand erst eine Weile erschüttert und stumm da; dann hob er die Hand, sein Gesicht verklärte sich, und er sprach mit ruhiger, zuversichtlicher Stimme:

„Weinet nicht! Gott hat es so gefügt, und es ist gut so.“

Da drängten sich alle an ihn heran, er war freundlich mit jedem, sprach mit jedem, und als sich alle endlich aufmachten, um nach dem Schlosse zu gehen, war in dem ganzen Zuge eine stille Freude.

Es war am nächsten Tage. Im jungen Morgenlicht des Frühlingstages lag das Frauenkirchlein auf

der Höhe. Das goldene Licht fiel durch ein Rundbogenfenster und bestrahlte ein kleines Heiligtum köstlicher Art. Es war alles erneuert, Künstlerhände hatten überall gewaltet, Schönheitsjinn und fromme Art hatten holde Wunder vollbracht. Nur das Kreuz, das jahrzehntelang windschief vornübergehangen hatte, war das alte geblieben. Nun stand sein morsches, ehrwürdiges Holz hochaufgerichtet zwischen blickenden silbernen Leuchtern.

Der Graf kam. Er stand wohl eine Stunde regungslos an den Gräbern seiner Mutter und seines einstigen Freundes, des Obersten, der auch bei der Kapelle bestattet war. Sein Gesicht aber war mild und voll Frieden, als er sich endlich umwandte. Einige Augenblicke dachte er noch an eine dritte Tote, der er vor wenigen Tagen selbst Beistand im Sterben geleistet und deren blinde Augen sich nun dem Licht der Liebe geöffnet hatten. Diese Tote lag nun neben der kleinen Albertine in der Nähe der einundfünfzig Kriegergräber auf dem Totfriedhof einer kleinen deutschen Festung. — — —

„Inquietum cor nostrum, donec requiescat in te“ — — —

Die beiden anderen Mönche kommen, sie stehen mit Pater Augustin in einer Reihe vor der geschlossenen Pforte des Kirchleins und sprechen die liturgischen

Gebete für die Wiedereinweihung der durch Blutschuld geschändeten Kapelle.

Dann klingt das Glöcklein silbern ins Thal, es schwebt wie ein Engelsruf zum Frieden über der Insel der Einsamen. Und die alte Stiege der frommen Pilger herauf kommen sonntäglich geschmückte Leute, so mancher wohl viel mehr aus Neugierde als aus besserem Gefühl, alle aber bewegten Herzens. Sie nehmen Aufstellung rechts und links neben den alten Marmorstufen und stehen unter frühlinggrünen Bäumen. Oben ist die Kapelle geöffnet, der fromme Schein weißer Kerzen leuchtet herab.

Nun kommt das junge Paar, auf das alle warten, Klotildis im Brautschmuck und neben ihr Günther, ein glückseliger Mann. Vor dem Paare, das stolz und fröhlich schreitet, geht ein Kind, das Blumen auf den Weg streut. Es ist des Einöders kleiner dreijähriger Sohn.

Am Altar aber wartet der alte Graf im priesterlichen Gewand, um den Ehebund seines einzigen Kindes einzusegnet.

Schlußbericht.

Zwei Jahre lang waltete der Graf auf der Insel seines priesterlichen Amtes; dann war er müde und legte sich zur Ruhe neben seine Mutter.

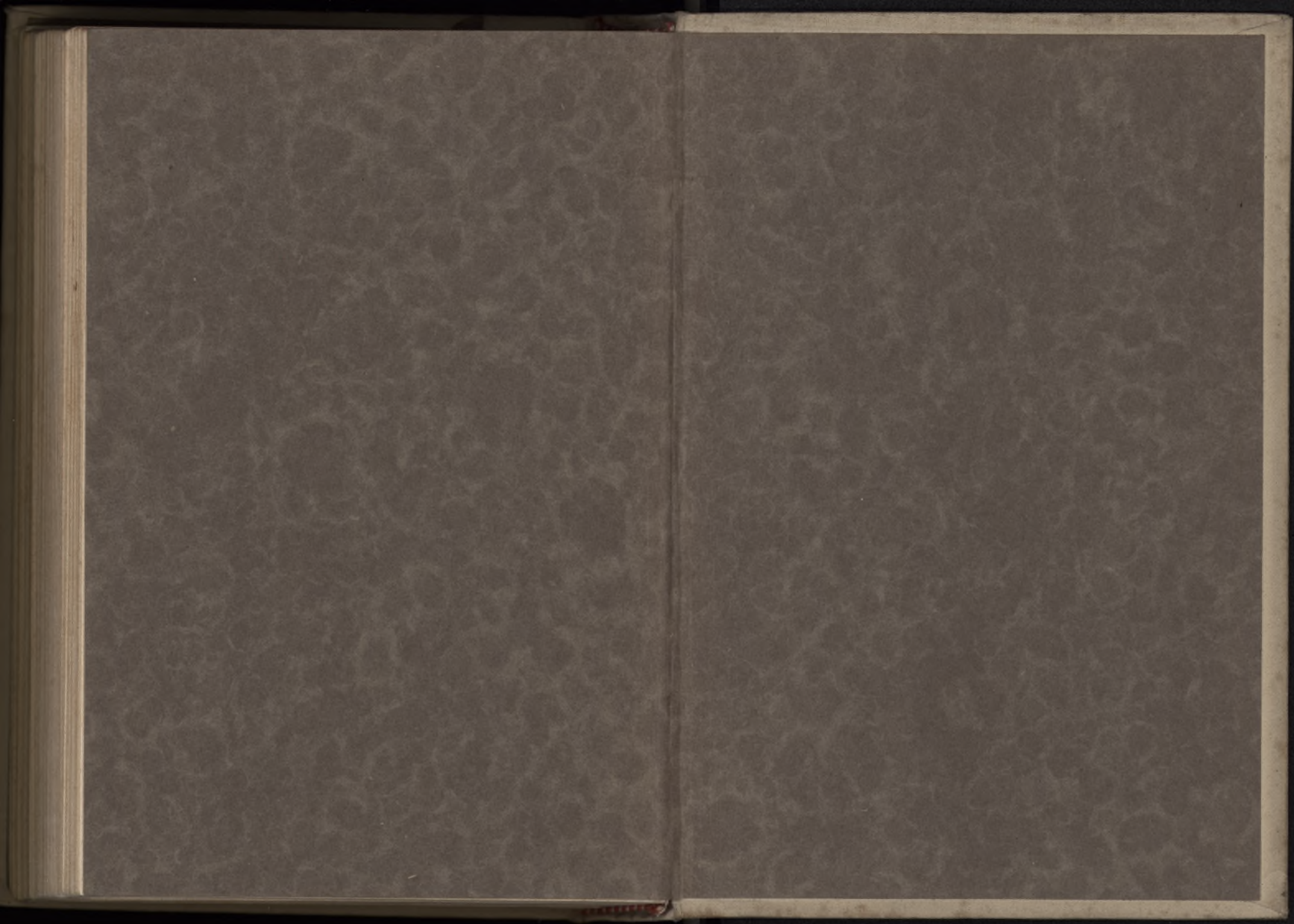
An der Außenwand der Kapelle hatte er selbst ein gemeinsames Denkmal anbringen lassen. Es war ein hohes Marmorbild, das ein großer Meister geschaffen. Gott Vater zeigte es, den Allgütigen. Und unter dem Bilde standen die Augustinusworte in deutscher Sprache:

„Für dich, Herr, hast du uns geschaffen; unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir!“

Das Schloß wurde in eine Erziehungsanstalt für junge Kriegerwaisen umgestaltet, und da Frau Klotildis die Patronin war und jährlich mindestens zweimal zu Besuch kam, war es keine finstere Zwangsanstalt, sondern eine wirkliche Zufluchtsstätte für glücksbedürftige Jugend. Damit hörte das Eiland auf, eine Insel der Einsamen zu sein; denn junges Volk lachte und spielte auf ihr, freute sich des Daseins und dachte gläubig an seine Zukunft, an Glück und Leben.

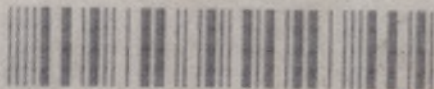
Inseln der Einsamen! Auch in den großen Städten gibt es oft, eingesprengt in wilden Lärm und drängenden Verkehr, kleine grüne Eilande, wohin sich Menschen geflüchtet haben, die ganz still geworden sind. Es sind alte Friedhöfe, die dem brandenden Strome modernen Lebens standgehalten haben. Allmählich aber fordert das Leben selbst jene stillen grünen Stätten für sich zurück. Und dann ist es am besten, wenn aus den alten Friedhöfen Kinderspielplätze werden; denn ob über Gräbern Blumen blühen oder Kinder spielen, ist ganz dasselbe.





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

15426 S



001-015426-00-0

